



DIE ALTEN HAMBURGISCHEN FRIEDHÖFE



HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON BROSCHEK & CO.

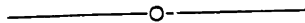
1921

DIE ALTEN HAMBURGISCHEN FRIEDHÖFE

Ihre Entstehung und ihre Beziehungen
zum städtischen und geistigen Leben Alt-Hamburgs

*

Unter Mitwirkung von
DR. ARTHUR OBST und AUGUST HOLLER
bearbeitet
von
OTTO ERICH KIESEL



Hamburg
Druck und Verlag von Broschek & Co.

1921

Dem Andenken
von
Ludwig und Oswald Broschek

Verein
der Hamburgische Geschichte

Hast Du Dir einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts!
Und ist Dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht voll Leid darüber — es ist nichts!
Vorüber gehn die Schmerzen, gehn die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber — es ist nichts!
(Indische Weisheit.)

Es hieße den großen Gedanken der Schöpfung ins Absurde verzerren und verkleinern, wenn die Recht behielten, die mit dem Begriff des Todes den Begriff des Endgültigen, des ewigen Vorbei verbinden. In der weisesten aller Mythologien, wie Schopenhauer die indische nennt, ist dem Gott, der die Zerstörung, den Tod symbolisiert, dem Schiwa, neben dem Attribut des Todes das der Lebensspendung beigegeben. Er also, der Tod, unter dessen Sensenschlag die Menschen dahinsinken, muß sich auch dem Symbol der zeugenden Kraft beugen, unter die alles gestellt ist, was einmal in den Reigen des Seienden verschlungen war. Was anderes als der Glaube an die Unvergänglichkeit alles Erschaffenen ist der Mythos von der Seelenwanderung, was anderes ist dieser Mythos als die ins Metaphysische hineinlangende Sehnsucht, als ein unklares Bekenntnis zur Ewigkeit des Seins? Nur im Gefühl haben wir die Gewißheit von der Wiederkunft aller Dinge, denn das Land der Nimmerwiederkehr hat noch keinen Boten entsandt, der Zeugnis ablegte von dem, was hinter diesem Leben ist.

Wir, die wir uns gern moderne Menschen nennen, sind geneigt, alles mit einem Achselzucken abzutun, was den Sinn auf das lenken könnte, was aus uns nach Vollendung unseres irdischen Kreislaufes wird. Vorbei? Unter den Strahlen der Sonne verdampft eine auf dem Strand verrinnende Welle, wandert als Wolke und fällt als Regen. Fällt auf Gestein und verdunstet. Und wird wieder Wolkenteil und Regentropfen und fällt wieder, nährt die Halme im Kornfeld oder lezt im Wasser des Bachs Durstende. Vorbei? Ob der Tropfen den Halm nährte oder den Verschmachtenden erquickte, er ist eingetreten in das organische Leben und erfüllt dort die ihm zugewiesene Mission.

Und der Mensch?

Unsere Ohren sind taub und unser Herz ist stumpf geworden der Sprache der Erde. Nur wer Land bebaut, vernimmt wohl in gesegneten

Stunden das Lied von dem ewigen Kommen und Gehen, von dem unablässigen Hinabwallen zu neuen Verwandlungen, die Wiederkunft sind und Auferstehen, wenn auch in anderer Form. Und, gelehnt auf seinen Spaten, mag er nachsinnen dem großen Rätsel Leben, dieser wunderbaren, unbegreiflichen Handlung, mag sich hineinverwoben fühlen in das Blühen und Werden, in das Vergehen und Verwesen, mag sich ein Tropfen scheinen in dem geheimnisvoll niederrauschenden Bronnen der Schöpfung.

Es ist ein unsagbar tiefes Gleichnis, das in die Erde gesenkte Korn, das seine Formen sprengt und selbst vergeht, indem es Nachfahren schafft, die wieder keinen andern Zweck zu haben scheinen, als von der Erde aufgenommen zu werden und Anfang zu sein neuen Keimens. So ist alles Anfang und Ende, Erfüllen und Aufgeben, Werden und Vergehen, Geburt und Grab. So erscheint selbst der indische Schiwa mit seinen derbe-realistischen Attributen lediglich als Mittler zwischen Tod und neuem Leben.

Wo anders als auf den Friedhöfen fühlen wir erdentwöhnten Städter so unmittelbar den Ring alles Geschehens sich schließen? Nicht die Steine mit ihrem schmerzlichen Gedenken sind es, die uns das Innerste erregen, nicht die Trauerfeierlichkeit der Bäume oder das starke Duften der Friedhofsblumen, nein, das Bewußtsein, daß seitab Menschen liegen, die vollendet haben und die Erde geworden, in all dem was uns umgibt, mit den Stoffen sind, die an ihnen irdisch waren; und was Mensch war, weht als Blatt über den Weg, wiegt sich als Zweig und duftet aus den Blumen.

Die Friedhöfe sind geweihte Stätten; selbst die primitivsten Völker ahnden den Frével an den Ruhestätten ihrer Toten schwer. Erst mit der Selbstverwirklichung der Menschen konnte ihnen der Gedanke der Anlage von Totenfeldern kommen. Solange sie ein Nomadenleben führten, begnügten sie sich mit natürlichen Felskammern und Erdhöhlen oder flüchtig ausgehobenen Grüften, die mit Erde und Steingeröll gegen Raubtiere geschützt wurden. Mit dem Aufdämmern der religiösen Idee jedoch wuchs auch die Ehrfurcht vor den irdischen Überresten Verstorbener, die unter Beifügung wertvollen Hausgeräts und Schmuckstücken in mächtig geschützten Gräbern beigesetzt wurden. Ja, aus den religiösen Vorstellungen, die durch den Tod naher Angehöriger erweckt wurden, erhielt die künstlerische Betätigung der Menschen überhaupt vielleicht erst ihre frühesten, stärksten Anregungen, denn die ältesten Zeugen menschlicher Baukunst sind Grabstätten. Der Bedeutung des Verstorbenen angemessen, seine über die Zeitgenossen hinausragende Stellung auch nachfolgenden Geschlechtern zu überliefern, wurden auch die Grabstätten im übertragenen Sinne zu Denkmälern. Die riesenhafteste Verwirklichung dieses Gedankens sind die Pyramiden, die älter sind als alle prähistorischen Steinsetzungen, die bis in die skandinavischen Länder hinauf, aber auch in Spanien und Indien gefunden werden. Die

Hünengräber also, die wir in ganz Nordeuropa antreffen und unter denen die Sieben Steinhäuser bei Fallingbostal oder die Visbecker Hünengräber in Oldenburg nicht die geringsten sind, sind durchaus keine germanische Spezialität.

Wie in der Umgebung Hamburgs diese Steinsetzungen angetroffen werden, so haben uns auch Gräber aus der Bronzezeit, die in Wohldorf, Poppenbüttel und Aumühle aufgefunden wurden, Zeugnis bewahrt von der frühesten Bestattungsweise in unserer Gegend. Die ältere Art war die Beisetzung in Steinkisten, später wurden Holzsärg-



Die früheste typische Gruftanlage. St. Nikolai.
Familien Puttfarcken, Crasemann, Repsold, Krep.

verwendet, über die Steine geschichtet wurden. Reich waren diese Gräber an prähistorischen Funden in Bronzearbeiten: Schwerter, Becken und Schmuckstücke. Die zu Ende gehende Bronzezeit wandte sich dann der Leichenverbrennung zu, wie es Funde in Eppendorf, Fuhlsbüttel und im Amt Ritzebüttel beweisen. Also auch für uns sind diese Grabstätten die ältesten Zeugen der ersten Siedlungen unserer Gegend, sie sind die spärlichen Runen, die Jahrtausende in die Tafeln der Erdgeschichte eingegraben.

So reizvoll es wäre, sich einzuspinnen in die Geschichte und die Kulte der menschlichen Begräbniskunst und in deren Verfolg Beziehungen zur allgemeinen Geistesgeschichte der Menschheit aufzudecken, so ist der Rahmen, in den dieses Werk gespannt ist, doch zu eng, um ihr mehr als einen Streifblick widmen zu können. Heute ist ja auch die

Begräbniskunst mehr eine Friedhofskunst geworden und ist bei aller Wahrung des Einzelpersonlichen aus dem Völkisch-Individuellen und Kulturdokumentarischen in einen Schematismus hineingewachsen, der oft genug doktrinär ist.

Wenden wir unsern Blick auf die im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts vor dem Dammtor angelegten Friedhöfe, so sehen wir in ihren prächtigen, bewußt angelegten Baumalleen vielleicht schon eine Andeutung der jetzigen Hinneigung zur Gestaltung von Waldfriedhöfen. Aber wie auf den heutigen Waldfriedhöfen das Bestreben herrscht, die Gräber als das Sekundäre erscheinen zu lassen und die Natur in all ihrer über den Tod und die Vergänglichkeit triumphierenden Kraft zu zeigen, als den Sieg des gebärenden Lichts über das Dunkel der Todesnacht, so hatten auf den alten Friedhöfen die gärtnerischen Anlagen nur die Aufgabe, das Relief der Grüfte gleichsam zu umkränzen. So findet man denn in diesen Alleen nicht die Ziersträucher-Verbindungsstücke, wie sie auf dem Friedhof in Ohlsdorf immer das Dunkel aufhellen und die wie ein wieder zage hoffendes Lächeln auf-vergrämtem Antlitz sind. Die ganze Art der Bestattung auf diesen Friedhöfen schloß überhaupt von vornherein das gärtnerische Moment aus, das jetzt in der Friedhofskunst eine so große Rolle spielt. Wo ihm aber doch Spielraum gewährt worden ist, handelt es sich um Gräber, die einer späteren Zeit angehören und in den strengen Rhythmus der Gruftbestattungen nicht



Gruftanlagen, die sich dem Sarkophagstil nähern. St. Petri.



Gruftanlage mit Treppenanordnung. St. Katharinen.

eingereiht sind. Selbst auf den Gemeinschaftsgräbern der Ämter oder der Begräbnis-Brüderschaften, von denen es in Hamburg 375 gab, die ihrem Charakter nach natürlich keine Gruftbestattungen, also gemauerte Gelasse mit starken Deckplatten, haben konnten, war der gärtnerischen Ausschmückung nur ein kärglicher Raum gelassen. Es lohnte sich auch kaum, denn den hier Bestatteten war durchweg nur eine Ruhezeit von fünfzehn Jahren, ja bisweilen nur von zehn Jahren gegönnt, wie beispielsweise bei der Brüderschaft der Butter- und Käsehändler (siehe Bild Seite 23). Die starke Inanspruchnahme der räumlich sehr beengten Begräbnisplätze führte auch bald dazu, daß die Toten drei-, vier-, ja fünffach übereinander gebettet werden mußten.

Die typische Gruftanlage, wie wir sie im Bilde auf Seite 7 sehen, schließt sich dicht an den Weg an. Die ein wenig erhöhte Kopfkante grenzt in gleicher Höhe an eine gegenüberliegende Gruftanlage und diese wieder an einen mit dem ersten parallel laufenden Weg. Die Deckplatte trägt durchweg nur den Familiennamen des Erwerbers der Gruft, ab und zu auch den der Gattin, von allen andern, die sonst noch dort zur letzten Ruhe gebettet wurden, kündigt keine Tafel, keine Schrift. Sie sind, wie im Leben so im Tode, eingereiht in die Familie, liegen bei denen, die von ihnen und von denen sie geliebt wurden. Den einzigen Schmuck über die Gruft rankt der ernste Efeu. Auf einigen dieser Gruftanlagen stehen Urnen oder Vasen, aber

diese gehören schon einer späteren Zeit an, die Zugeständnisse an den Schmucksinn machte.

Es ist klar, daß durch das Nebeneinander solcher in sich schon geschlossenen Anlagen, lediglich überschattet von tiefhängenden Bäumen, übersponnen von dem ernsten Grün des Efeus, eine höchst gesteigerte Gesamtwirkung erzielt wurde. Die ruhige Gelassenheit, das große Ausruhen des vollendeten Lebens konnte keinen schlichteren und zugleich künstlerisch mehr angemessenen Ausdruck finden.



Gruftanlage auf St. Michael.

Anders war es mit dem Einzelgrab im Totenfeld der Masse; hier gab es keinerlei Typisierung, die es zu durchbrechen galt. Man beschied sich mit den hergebrachten schlichten Gedenksteinen mit sparsamer gotischer Ornamentik oder sonstigem, auf keinen Stil ein-geschworenen Zierat. Symbolische Bilderei findet man überhaupt nicht, abgesehen von dem Grabstein der Prinzessin Juliane von Ostfriesland (siehe Bild Seite 52), der die Inschrift: „Ruhestätte, die nie zu eröffnen ist“, von der Midgardschlange umschlungen zeigt. Diese Prinzessin hat bis zu ihrem Tode mit dem hamburgischen Pastor Barthold Nicolaus Krohn, beide von einem gemeinsamen Gitter umschlossen, gleichsam als wolle dieser Prediger, wie Kiehn* fein sagt, auch noch im Tode darüber wachen, daß das Gebot der Prinzessin,

* Das Hamburger Waisenhaus. Geschichtlich und beschreibend dargestellt von Meno Günther Kiehn. Hamburg 1821.

ihre Gruft nie zu öffnen, auch erfüllt werde. Die Midgardschlange findet sich dann nur noch auf dem auch sonst prachtvolle Bildhauerarbeit aufweisenden Amtsstein der Weinverlasser und Faßbinder (siehe Bild Seite 21).

Viel verwendet wurden auch einfache eiserne Kreuze, wie wir es auf dem Grabe des weiland hamburgischen Senators Ludendorff sehen (siehe Bild Seite 75), einem Angehörigen des hamburgischen Zweigs der Familie Ludendorff, die durch den Heerführer in dem eben



Familiengrab Vorwerk. St. Katharinen.

zu Ende gegangenen Weltkrieg zu großem Ruhm gelangt ist.— Bei der Betrachtung der Familiengruftanlagen, um zunächst bei diesen zu verweilen, sehen wir den Typus, seine Grundidee beibehaltend, gewisse Wandlungen durchmachen. Die sanfte Linienführung der vorhin beschriebenen Gräfte ist streng in die Wagerechte und Senkrechte geleitet und wirkt darum lange nicht mehr so erdanschmiegend (siehe Bild Seite 8).

Der Typus nähert sich dem Sarkophagstil, wie er fast rein auf der Grabstätte der Familie Amelung ausgebildet ist (siehe Bild Seite 13). Die Gewölbe-Aufbauten nehmen dann wuchtigere Formen an, die reihenweise Gliederung lockert sich immer mehr, und die Treppenanordnung tritt in den Vordergrund (siehe Bild Seite 9). Wo man von ihr absieht, ist der Oberbau doch so mächtig (siehe Bild Seite 10), daß er nur noch wenig an die ursprüngliche Gruftanlage erinnert.

Bedeuteten diese Formen schon eine Ausweitung der ursprünglichen Idee von der Geschlossenheit der Gruftanlagen, so verlor sie noch mehr an Charakter, als man begann, die Gruftanlagen einzufriedigen. So geschmackvoll diese Einfriedigungen zum Teil waren, wie beispielsweise bei der Gruft der Familie Vorwerk (siehe Bild Seite 11), so sind sie im Grunde doch stilwidrig, weil sie die Monumentalität der Gruft ins Verzierte ableiten.

Anders mit der Gruftanlage der Familie Stresow auf St. Katharinen (siehe untenstehendes Bild). Die gewaltige dreiteilige Gruftplatte, fast ebenerdig, an jeder Seite eine mächtige Sandsteinvase und eine kraftvoll aufsteigende Birke, verlangt geradezu eine Umgitterung, da durch sie erst die künstlerische Geschlossenheit des Ganzen restlos zum Ausdruck kommt. Aber auch hier ist der verbleibende Raum nicht zur gärtnerischen Ausschmückung benutzt, sondern er bleibt schmucklos. Keine Ruhebänk, nichts; eine Anlage, deren Geradlinigkeit und Eingestelltheit auf einen Gedanken von imponierender Größe und künstlerisch schlechterdings nicht zu übertreffen ist.

Vielleicht zur gleichen Zeit schritt man auch dazu, diesen Gruftgewölben Monumente zuzugesellen, die sich aber auch in durchaus schlichter Linienführung hielten und wenig voneinander abwichen. Bemerkenswert ist, daß keine dieser Gräfte irgendeine Rede an die Nachwelt hält. Ganz selten tragen sie einen kurzen Bibelspruch. Überhaupt betrachtete man damals das Abscheiden eines Menschen als



Familiengrab Stresow. St. Katharinen.



Ruhestätte für Martin Ernst Amelung. St. Petri.

ureigenste Familienangelegenheit und hielt es für unnötig, durch eine in den Stein gemeißelte Inschrift dem Vorübergehenden kund zu tun, daß der hier Begrabene seinen Angehörigen teuer war. Dieses Stillesein im Schmerz zeugt von einer Vornehmheit des Gefühls, die um so bemerkenswerter ist, als ja gerade jene Zeit, noch ganz unter dem Einfluß der Romantik stehend, in Gefühlssachen sehr redselig war. Auf einigen Steinen ist dieses Ganz-für-sich-Behalten all dessen, was den Toten in seinem Verhältnis zu dem Leben angeht, so weit getrieben, daß sogar der Familienname fortgelassen ist. So auf einer wundervollen, über zwei Meter hohen Steinvasen, aus der eine Flamme züngelt und die nichts als den jetzt allerdings stark verwitterten Namen „Pauline“ trägt, darüber eine Rose (siehe Bild Seite 36). Wie aber diese Schlichtheit selbst auf die damaligen Friedhofsangestellten gewirkt hat, geht daraus hervor, daß sie den Weg an dieser Steinvasen entlang nur „Paulinenallee“ nannten. Auf einem andern Stein nur der Name „Susi“. Kein Geburtsdatum, kein Sterbetag. Wer waren diese Pauline, diese Susi? Wer trug um sie so heißen Schmerz und so tiefe Liebe, daß er nur den Vornamen der lieben Toten den Vorübergehenden preisgab?

Anders aber bei den Steinen, die von Freunden einem lieben Toten gesetzt wurden, von dem man überzeugt war, daß auch andere der

Verlust traf. Da war man sogar weitschweifig wie bei Erwin Speckter (siehe Bild Seite 68).

Die nachstehende Inschrift erinnert an die Redseligkeit der Epitaphien, die unter gleichzeitiger Stiftung eines Geldbetrages in den Kirchen aufgehängt wurden.

Erwin Speckter.

Geb. 18. Juli 1806. Gest. 23. November 1835.

Er lebte seiner Kunst, restlos treu dem früh erkannten, früh durch den Reichtum sinnvoller Erfindung bewährten Beruf. Aus Italien heimgekehrt, beschloß er nachstrebend den alten Meistern der Vaterstadt zu zeigen, was auf frischem Kalk die lebende Farbe vermöge. Dem begonnenen Werk weiht' er die letzte Kraft. So dämmerte dem brechenden Auge, das noch am fernen Ziele hing, höheres Licht entgegen.

Die Grabstätten endlich der Ämter, Korporationen, Bruderschaften und Sterbekassen mußten notgedrungen bei der Typisierung der Grabanlagen bleiben, da sie ja ihrem Wesen nach gleichfalls Massengräber sind. Entweder friedigte man sie durch Ecksteine ein, die durch kunstvoll geschmiedete Ketten verbunden waren (siehe Bild Seite 18), oder man umschloß sie mit grüner Hecke oder zog ringsherum eiserne Gitter mit zum Teil prächtig gearbeiteten, über mannshohen Eingangspforten. Am Kopfe des Platzes stand wuchtig und würdig der Amtsstein, in der Regel mit den Emblemen des Amtes. Auch hier keinerlei Sinnspruch oder Trosteswort, nur die Namen der „Alten“ und der „Deputierten“, zu deren Zeiten der Stein errichtet worden war, waren in den Stein geschlagen. Die meisten dieser Ämter hatten in den Kirchen auch Epitaphien hängen, wie sie dort auch ihr eigenes Gestühl mit den Amtsabzeichen hatten, ein Beweis für die damalige innigere Verkettung des gesamten öffentlichen Lebens mit dem kirchlichen.

Die Ämter, dem Sinne nach unsere heutigen Innungen, bewahrten durch die Jahrhunderte hindurch ihre Traditionen. Gebildet, um das Eindringen von „Bönhasen“ und auswärtigen Gewerbetreibenden zu unterbinden, erwachsen aus ihnen aber auch die ersten eifersüchtigen Hüter der Bürgerrechte, als in Hamburg Gefahr bestand, daß der Rat sich zu viel Recht anmaße. Als erste Zunft-Vereinigung wird die der Gewandschneider genannt, deren Gründung auf das Jahr 1152 zurückgeht; es folgten bald das Kramer-Amt und dann die übrigen Gewerbe. Vor allem sah man darauf, das Amt in der Familie erblich zu erhalten und hatte für die nicht durch Erbe Berechtigten schwere Eintrittsbedingungen. Der Geist der Zusammengehörigkeit drückte sich auch darin aus, daß die Zunftgenossen in einer Straße wohnten, woraus sich die Namen vieler Straßen in Hamburg erklären (Schmiedestraße, Pelzerstraße, Knochenhauerstraße, Caffamacherreihe, Amidamachergang, Brauerstraße usw.). Das Gefühl, an dem Wiederaufbau und der Neuerstarkung der oft von Kriegsnöten heimgesuchten und

wiederholt vernichteten Vaterstadt regen und tätigen Anteil zu haben, sprach sich in dem Bürgerstolz vornehmlich der Amtsmeister aus, und als im Jahre 1376 zwischen Rat und Bürgertum allerlei Unausgeglichenheiten bestanden, beschworen die Ämter, mit Ausnahme der Kramer, Faßbinder, Kerzengießer und Heringswäscher, einen Bund, um den Rat gefügig zu machen. Nach mancherlei Zwischenfällen ging alles friedlich und gütlich ab, aber symptomatisch war dieser Vorgang insofern, als sich in ihm der Geist des Bürger-Staates bereits zeigte, der in der



Löbl. Schiffergesellschaft. St. Petri.

Folgezeit immer mehr wuchs. Bei aller Macht, die man dem Rat einräumte, besonders in seinen Handlungen mit anderen Staatshoheiten, bezeugen doch die zahlreichen „Rezesse“, die zwischen dem Rat und der durch die Kirchengeschworenen und Ämter vertretenen Bürgerschaft abgeschlossenen Verträge, daß die Bürger nicht daran dachten, sich als „Untertanen“ zu fühlen, sondern vielmehr immer wieder dem Rate zu Gemüte zu führen bestrebt waren, daß er der Bürgerschaft wegen da war. Wie der Bürgerstaat Hamburg nach außen durch seinen Rat also auf Mehrung seines Ansehens und Besitzstandes drang, wie er um verbrieftete Rechte kämpfte, und wo mit dem Gelde nichts zu erreichen war, auch zornwütig genug war, um zum Schwerte zu greifen, so war innerhalb des Bürgerstaates selbst das Bürgertum bedacht, sich unter keinem wie immer gearteten Grund etwas von seinen Rechten abdingen zu lassen. Dieses eifersüchtige Wachsein der Bürger auf

ihre Freiheit hat ungemein dazu beigetragen, Hamburg in jener Zeit schon das eigenartige Gepräge zu geben, das es von anderen Städten unterschied und das auch dem Rat in seinem Auftreten nach außen erkleckliche Gewichtigkeit verlieh. Die mancherlei Privilegien, die der Stadt im Laufe der Zeit gewährt wurden, zeugen auch davon, daß man diesem besonderen Geist Hamburgs Anerkennung nicht versagte.



Brüderschaft der aufwärts fahrenden Steuer- und Schifferleute. St. Michaelis.

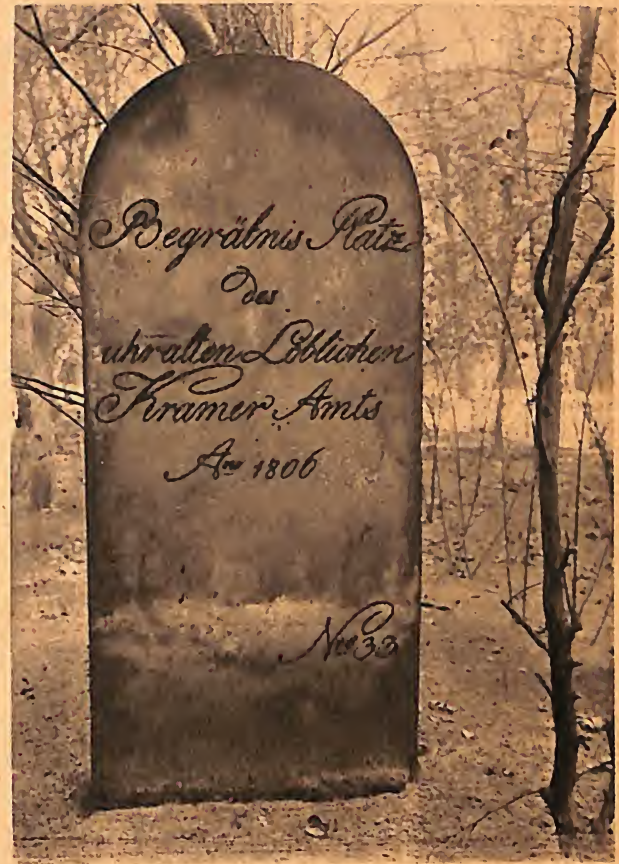
aus der Inschrift: „Begräbnisplatz des uhralten Löblichen Kramer Amtes. Anno 1806“* (siehe Bild Seite 17). Die Wichtigkeit der Amtssteine wurde

* Für die Wohlhabigkeit des derzeitigen Kramer-Amtes zeugen die noch bestehenden Kramer-Amtswohnungen auf dem Kraienkamp. Der Hof, in dem sie sich befinden, wirkt außerordentlich „betucht“ und sieht, wie Schwindradheim zutreffend bemerkt, in seiner Freundlichkeit und Sauberkeit geradezu holländisch aus. Unter Kramer sind auch nicht etwa die heutigen „Kramer“ zu verstehen, sondern Kleinkaufleute allgemein. Das Kramer-Amt beschloß seine Auflösung am 24. Januar 1865. Wann es gegründet wurde, ist nicht zu ermitteln; das älteste Amtsbuch stammt aus dem Jahre 1441.

In den Ämtern nun blieb dieser Bürgerstolz vor allem lebendig, zu dem noch der Stolz auf das jeweilige Handwerk und Gewerbe hinzukam, denn es versteht sich, daß jeder sein Handwerk oder sein Gewerbe allen anderen vorstellte. Dieser Stolz spricht noch aus der würdigen, knappen Wortfolge auf den Amtssteinen auf den Friedhöfen, und wir mögen lächeln, wenn wir beispielsweise auf dem Grabstein des „löblichen Amtes der Schneider“ lesen, daß er „bey Regierung der Herren Alten“ dann und dann errichtet worden ist. Sie dünkten sich nicht nur was Rechtes, sondern sie waren es auch, diese Herren Amtsmeister. Welches Selbstgefühl spricht

noch gehoben durch die Holzkreuze oder kleinen Steinplatten, die den einzelnen Toten gewidmet wurden. Diese Gedenkzeichen waren, weil keiner sich hervortun wollte, wenig kostbar; es war auch zwecklos, hier irgendwelchen Luxus zu entfalten, da, wie bereits erwähnt, die Ruhezeit sehr kurz bemessen war. So lagen die Ämter fein säuberlich voneinander geschieden, und wie man seine Zunftstuben hatte und in den Gaststuben

sein Zunftschild auf dem Tisch, an den sich unberufen zu setzen eine Ungehörigkeit war, so blieb man bei aller gegenseitigen Hochachtung für das andere Handwerk doch auch im Tode lieber unter sich. Bezeichnend für diesen strengen Geist, der nur die Meister des Amtes auf diesen Stätten gebettet wissen mochte, ist folgende Tatsache: Johann Bernhard Appel*, der 1820 in der Rathausstraße 10 eine Buchdruckerei gegründet hatte, stellte im Jahre 1835 an den am 27. Februar 1825 begründeten Prinzipalverein der Hamburg-Altonaer Buchdrucker den Antrag auf Schaffung eines gemeinsamen Begräbnisplatzes. Der Platz auf 100 Jahre mit 25 Ruhejahren sollte vierhundert Mark kosten; die Kosten des Grabsteines wollte Appel übernehmen, ebenso einen Teil der übrigen Erstehungskosten, wenn man seiner „Ehefrau usw.“ eine Stätte in der Mitte des Platzes einräumen wollte. Befragt, was er unter „usw.“ verstehe, erklärte Appel, daß er seine Angestellten, die ihm treu und redlich gedient hätten, auch im Tode um sich haben wolle. Darauf aber ließ man sich nicht ein. Obwohl nun die Frage einer gemeinschaftlichen Begräbnisstätte weiter behandelt wurde, gedieh



Begräbnisplatz des Kramer-Amtes. St. Nikolai.

* Köhler, Die Buchdruckerkunst in Hamburg-Altona.

sie nicht zu einem Ergebnis, und so kam es, daß auf den alten Friedhöfen, die so reich an Amts- und Bruderschaftsgräbern sind, ein Buchdrucker-Genossenschaftsgrab fehlt. Nur auf dem Grabstein Appels findet man das Wappen der Buchdrucker und den Spruch: „Gott segne die edle Buchdruckerkunst“.

Für jene Zeit hatte eine solche Entscheidung durchaus nichts Engherziges; der Geist des Für-sich-Bleibens herrschte ja auch nicht nur bei



Begräbnisstätte des löbl. Amts der Schuhmacher. St. Petri.
Typische Einriedigung mit Ecksteinen.

den Meistern, sondern auch bei den Gesellen, die ihre eigenen Herbergen und Gaststuben hatten. Dieser Geist war bedeutungsvoll und lieb Handwerk und Gewerbe auch nach außen hin jene kraftvolle mit Würde gepaarte Selbstsicherheit, die auf uns gravitatisch wirkt. Weil jeder etwas war, wollte keiner etwas scheinen, und man trug die Abzeichen seines Gewerbes als Vorstecknadel oder Uhrkettenhängsel mit rechtem Stolz. Nun sind die trennenden Gitter zwischen den Amtsbegräbnisstätten gefallen, die geschmiedeten Ketten zerrissen und die Ecksteine vermulmt und vermoost. Wind und Regen, Schnee und Eis haben die Schrift zerwittert, so daß man sie mühsam nachzeichnen mußte, um sie überhaupt lesbar zu machen. Aber der Geist jener Tage webt noch um die alten Amtssteine und läßt ein wehmütiges Gedenken wachsen werden an jene Zeit, die, wenn sie auch die Menschen enger umzirkte, gerade dadurch ihnen aber eine gewisse Vollwertigkeit lieh.

Mit Ausnahme des neueren Jakob- und Hammerfriedhofes und des St.-Gertruden-Kirchhofes haben diese Friedhöfe ihre Kapellen unmittelbar an der Straße. Es sind durchweg schlichte Gebäude; sie bilden gleichsam die Pforte für den letzten Weg der stillen Gäste. Bis dicht an die Hinter-Front zieht sich eine breite Baumallee, deren Feierlichkeit



Amt der Gold- und Silberarbeiter.
St. Johannis.

von tiefer Wirkung ist. Auch hier keinerlei Zierbäume und Sträucher, alles trägt den erhabenen Zug höchst gesteigerter Schlichtheit und Würde.— Obwohl ein französischer Erlaß das Bestatten in den Kirchen und in Kirchhöfen innerhalb der Stadt ab 1. Jan. 1813 verbot, hatte sich doch bereits lange vorher die Notwendigkeit der Anlage neuer Friedhöfe für die einzelnen

Stunden,
Tage, Jahre,
Jahrhunderte
stürzen in den Abgrund
der
Vergangenheit
hinab,
doch des Menschen Geist
schwingt sich hoch
über der Zeiten Schicksale
empor.
Sein ewiges Leben
ist
Wirken und Lieben.

Linke Seite des Steines
der Gold- und Silberarbeiter.
St. Johannis.

Ich
werde seyn
wenn die Verwesung
diese Glieder
im Grabe aufgelöst hat
und in des Sarges Schooß
des Gewandes
Trümmer
endlich
andere Trümmer umschließen.

Rechte Seite des Steines
der Gold- und Silberarbeiter.
St. Johannis.

Ja
du wirst seyn
geliebte Seele
wenn schon
Jahrhunderte
in Fluten
oder unterirdischen
Flammen
mein Grab zerstörten,
dieser Leib
ist dann
vielleicht in wechselnder Gestalt
schon tausendmal erschienen.

Straßenseite des Steines
der Gold- und Silberarbeiter.
St. Johannis.

Kirchspiele ergeben, da sowohl die Gräfte innerhalb der Kirche als auf den Kirchhöfen selbst überbelegt waren. St. Petri ging voran, wenn auch St. Jakobi bereits seit einiger Zeit einen Armenkirchhof dicht vor dem Tore hatte. Nachdem man zuvor über zwei Plätze vor dem Steintor verhandelt und auch sich für einen Platz vor dem Altonaer Tor bereits entschieden hatte, wogegen jedoch die Brunnen-Interessenten vom Rödingsmarkt Einspruch erhoben*, wurde ein Platz auf dem Glacis, dicht vor dem Dammtor, dort wo sich jetzt der Botanische Garten befindet, vorgeschlagen. Aber auch dieser Platz wurde für untauglich befunden. Schließlich aber einigte



Begräbniskapelle St. Petri.

man sich über einen Platz in der Nähe des Durchschnitts und der Sternschanze (siehe Bild Seite 40). Unterm 12. September 1794 wurde die Verlegung der Begräbnisplätze durch ein Dekret des Senats genehmigt und drei große Plätze für St. Petri, Johannis und Nikolai bestätigt. Die Stadt behielt das Kündigungsrecht und bestimmte, daß kein Gebäude über 20 Fuß hoch aufgeführt und nicht mehr als eine einzige Feuerstelle angelegt werden dürfe. Am 8. November 1838 wurden die Begräbnisplätze St. Petri und Johannis miteinander vereinigt. Die Friedhöfe vor dem Dammtor wurden nun in folgender Reihenfolge angelegt**:

St. Petri	1795, groß: 3,88 Hektar
St. Katharinen	1798, „ 1,75 „
St. Michaelis	1798, „ 2,36 „

* Jürgen Suhr, Beschreibung der St.-Petri-Kirche zu Hamburg und ihres Turmes, 1842.
 ** Hamburg in naturhistorischer und medizinischer Beziehung. Festgabe zur 49. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg, 1876.

Maria Magdalenen	1804, groß: 0,48 Hektar
Römisch-katholischer	1815, „ 1,15 „
St. Gertruden*	1834, „ 0,39 „
St. Pauli	1835, „ 2,07 „
St. Nikolai	1842, „ 1,70 „

Außerdem befanden sich dort der Kurhaus - Kirchhof**, der deutsch-israelitische und portugiesisch-jüdische Kirchhof.



Amt der Weinverlasser und Faßbinder. St. Katharinen.

Die Angaben sind richtig bis auf die für St. Nikolai. Das Nikolaitische Kirchenkollegium† hatte zugleich mit St. Petri und Johannis im Jahre 1794 einen Platz vor dem Dammtor erworben. Aber da sich draußen keiner wollte beerdigen lassen, obwohl bereits 1797 das Kirchengewölbe errichtet worden war, so verfiel der Platz und sah wüst aus. Die Einfriedigung hielt nicht einmal die auf der Sternschanze weidenden Tiere ab. Im Jahre 1800 wurde ein „Leichenhaus“ erbaut, und 1801 erhielten die Prediger von St. Nikolai dort ein Sandgrab††, in der als erster Pastor Bracke beigesetzt wurde. Ein Grabstein „Dem Andenken an unsere Lehrer“ bezeichnet noch die Stelle. Jetzt kamen für St. Nikolai auch diese Grabstätten in Aufnahme, bis

* Der St.-Gertruden-Kirchhof wurde bereits 1874 wegen Überfüllung geschlossen.

** Das „Kurhaus“ war ein der Polizeibehörde zur Verfügung stehendes Hospital am Sägerplatz, das bis in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts benutzt wurde. Es hatte auch ein Leichenschauhaus für unbekannt Tote.

† C. Mönckeberg: Die St.-Nikolai-Kirche in Hamburg, 1846.

†† Sandgrab als unterscheidende Bezeichnung gegenüber den Gruftgewölben.

1813 die Franzosen die Bestattungen untersagten. Nach der Befreiung der Stadt wurden die Beerdigungen dort wieder aufgenommen. Inzwischen war der Maria-Magdalenen-Friedhof angelegt worden, so daß sich der für St. Nikolai nicht weiter ausdehnen konnte. Man erwarb deshalb im Jahre 1839 auf der andern Seite der Straße eine Fläche hinter dem St.-Katharinen-Kirchhof.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Beerdigungen auf den neuen Friedhöfen zunächst nicht beliebt waren, zwar kauften angesehene Leute sich dort Grabstellen, sie ließen sich später aber doch in der Kirche selbst beisetzen. Der Anfang wurde wieder auf St. Petri gemacht. 1794 wurde das Grabgewölbe für die Kirche gebaut, und Friedrich Lütkens und Heinrich Beidermühl waren die ersten, die Gräfte erwarben und ausmauern ließen. Am 4. Oktober 1795 wurde die erste Leiche auf St. Petri beerdigt, nämlich, wie Suhr mitteilt: Jungfrau Johanna Sara Marquardt, alt 4 Jahre. Hinter dem St.-Petri-Gewölbe steht ein merkwürdiger Gedenkstein für die Familie Lütkens (siehe Bild Seite 77). Auf dem mit biblischen Bildereien gezierten Untertheil eines Sarges liegt aufgestützt eine Frauengestalt, den Blick nach oben gerichtet. Noch jetzt wird von Friedhofsangestellten folgendes erzählt: In der Nacht nach der Beisetzung der Frau Lütkens, die, weil sie aus reichem Hause stammte, mancherlei wertvolle Schmucksachen mit ins Grab bekommen hatte, seien die Totengräber gekommen, um die Schmucksachen zu rauben. Die Frau sei aber nur scheinot gewesen, und als sie sich erhob, stoben die Grabschänder entsetzt davon. Die Frau sei dann nach Haus gegangen, habe aber nur ein Jahr noch gelebt. Zur Erinnerung an diese „Wiederauferstehung“ sei ihr dann das Grabmal gesetzt worden.

Diese Historie ist aber durch keinerlei Belege verbürgt. Sie hat wohl auch nur ihren Ursprung in dem Glauben jener Zeit, daß der Scheintod ein häufiges Vorkommnis sei. Auch die Totenkammern der Kirchen waren für solche Fälle von Scheintod besonders eingerichtet. Über die Totenkammer in St. Petri wird von Suhr berichtet:

Sie ist mit allen möglichen Apparaten versehen, um wenn der Fall der Wiedererweckung eintreten sollte, gleich alle mögliche und notwendige Hilfe zu haben, nämlich: ein vollständiger Medicinkasten, worinnen außerdem noch Blasebalg, Klystierspritze; wollene Decken, Schlafrock, Mütze, Strümpfe, alles von dickem rothem Fries; ein Theekessel mit Spritlampe etc., liegen daselbst bereit. Eine abgekleidete Kammer für den Wächter, mit der Weckerglocke, welche durch eine mechanische Vorrichtung mit den Fingerspitzen des Scheintodten, durch aufgesteckte Döpfe in Verbindung steht und bei der sanftesten Bewegung gleich abläuft und klingelt. Auch ist ein Ofen darin, um sie im Winter ebenfalls benutzen zu können. Um augenblicklich auch Hilfe zu haben, sind Glockengräber führen, welche durch die Kirche nach der Wohnung des Todten-Türmers, wo denn von außen Hilfe geschafft werden kann.

Aus der Weitschweifigkeit, mit der diese Sicherheitsmaßnahmen geschildert werden, ist zu ersehen, daß die Furcht vor dem Scheintod ziemlich verbreitet war. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Leichen, besonders der ärmeren Klassen, deren vorläufiger Verbleib im Sterbehaus nicht angängig war, bis zum Jahre 1871 noch in Ermangelung öffentlicher Leichenhäuser in den Wohnungen des den Sarg verfertigenden Tischlers untergebracht wurden.

*

Unendlich ist die Fülle von Namen hamburgischer Familien, deren Mitglieder einst geachtete und angesehene Stellungen im hamburgischen Leben einnahmen und deren Nachkommen noch heute mit zu den besten Söhnen der Vaterstadt zählen. Schröder, Schlüter, Klefeker, Haller, Sieveking, Kellinghusen, Hudtwalcker, Campe, Abendroth, Puttfarcken, de Chapeaurouge, Bieber, Voigt, Kunhardt, Perthes, Beneke, Ross, Crasemann, Luis, von Melle, Averhoff, von Scheven, Rübke, Stresow, Wentzel, Amsinck, Godeffroy, Schwartz, Sloman, Hachmann, von Bergen, von Holle, Bülow, Göbler, Jenisch, Lütkens, Merck, Popert, Vorwerk, Ludolff, von Heß und viele andere mehr.

Dann die Reihe jener, die durch ihre Kunst ihren Zeitgenossen viel gaben, die Maler Speckter, Genzler, Oldach, Runge, die Schauspieler Schröder, Marr, Maurice, Triebler, Baison, der Dichter und Schriftgelehrte Wächter, genannt Veit Weber. Aber wer nennt die Namen alle und kündigt den Ruhm, der an sie geknüpft ist? Wollte man ihnen gerecht werden, wie sie es verdienen, so wäre das



Brüderschaft der Butter- und Käsehändler. St. Michaelis.

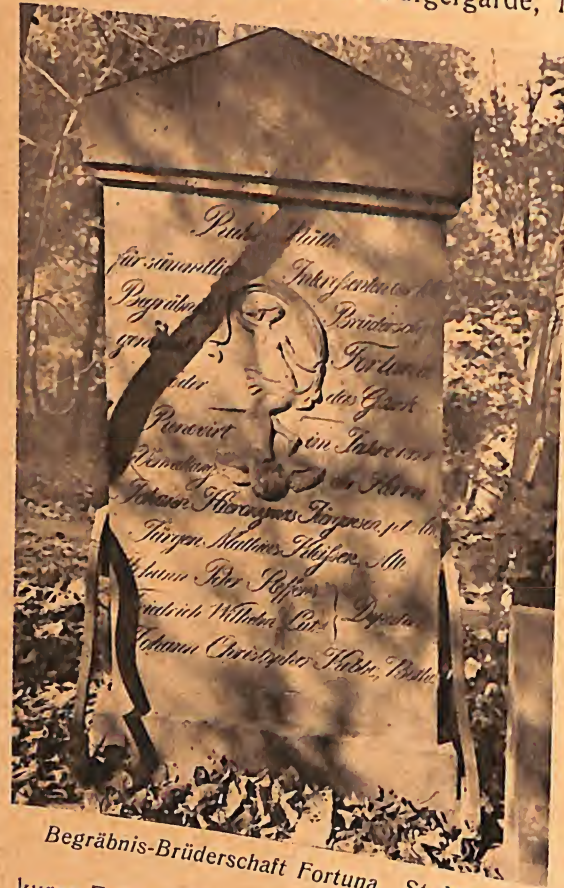
ein Werk für sich. Wir müssen uns begnügen, sie kurz im Gedächtnis unserer schnelllebigen Zeit festzuhalten, ehe ihre Totenmale dahin sind.

Vergessen dürfen aber auch nicht werden, die sich im Dienste mit der Waffe für die Vaterstadt Ruhm erwarben: Obristleutnant und Höchstkommmandierender der Hamburger Garnison Delius (siehe Bild Seite 65), dann der Chef der Hanseatischen Bürgergarde, Mettlerkamp (siehe Bild

Seite 63), to der Horst (siehe Bild Seite 64) und Hanfft, dessen Grab sich zu Füßen des zu Ehren der Mitglieder des Vereins Hanseatischer Kampfgenossen von 1813—14 errichteten Denkmals befindet.

*

Die Friedhöfe selbst aber haben manches Schicksal über sich ergehen lassen müssen. Als die Anlagen endlich mehr und mehr Ansehen gewonnen hatten, litten sie sehr unter der französischen Besetzung. Im Sommer 1813 wurden die Begräbnisplätze von den Franzosen zerstört, alle Einfriedigungen, Einfassungen zerbrochen, die Denksteine zerschlagen. Ein Lattenzaun, den man um die Friedhöfe machte, wurde nur eine



Begräbnis-Brüderschaft Fortuna. St. Michaelis.

kurze Zeit geduldet, denn am 27. Dezember ging die Zerstörungswut der Franzosen wieder über die Totenfelder einher und schlug alle Bäume um, alle Hecken, Steine. Über die Verwüstungen auf St. Petri wird berichtet:

„Die Capelle und Wohnung blieb stehen sowie auch eine kleine Grabcapelle auf dem St.-Johannis-Platze, wo die Särge herausgeworfen wurden und zu Wacht- und Blockhäusern umgeschaffen, Schießlöcher durch die Mauern gehauen etc., welches alles schrecklich ausgesehen hat. Nach dem Abzuge der Franzosen mußte es alles wieder in Stand gesetzt werden, Bäume gepflanzt, Befriedigungen gemacht, die Capelle und Wohnung wieder in Ordnung gebracht, geputzt und gemalt werden, welches alles der Kirche an 6000 $\frac{1}{2}$ gekostet hat.“

Schon seit Jahren unterstehen die Friedhöfe nicht mehr der Obhut der Kirche, sondern der Friedhofsdirektion. Die Pflege der Gräber wurde nur insofern wahrgenommen, als von Angehörigen dafür bezahlt wurde. Da viele der dort bestatteten Familien aber ausgestorben oder verzogen sind, manche aber vielleicht gar nicht mehr wissen, daß ihres Namens welche dort ruhen, so setzte der allgemeine Verfall der Gräber ein, wodurch aber gerade das

Gesamtbild dieser Friedhöfe das Weltabgewandte, das Verlorensein erhielt. Wo man die Leichen drei- und vierfach übereinander beigesetzt hatte, buchtete sich die Erde, sobald die Särge zerfallen waren, tief ein und riß Kreuze und Steine mit um. Wer jemals im hohen Sommer über den hingestürzten Kreuzen und Malen das Geblüh wilder Rosen sah, oder im Herbst, wenn das abgestorbene goldgelbe Laub traumselig von den Bäumen niederrieselt, der wird den Zauber dieser alten Ruhestätten mit verinnerlicher Kraft gefühlt haben.

In den letzten Jahren hatte Friedhofs-Aufseher Gerhard Schmidt die Sorge für diese Friedhöfe. Er hat auch dafür gesorgt, daß, als sich die Diebstähle auf den Friedhöfen häuften, sichergestellt wurde, was noch zu retten war. Der bronzene Hund auf dem Grabe des Oberalten Martens (siehe Bild Seite 51) konnte so in Sicherheit gebracht werden, während der bronzene Engel, den man auf dem Bild gleichfalls sieht, von seinem Postament gestohlen wurde. Als ein Zeichen von unserer Zeiten Schande seien diese Diebstähle nicht verhehlt. Von Granitsteinen wurden die bronzenen Gedenkplatten gebrochen, von vielen Steinen die Metalleme und Zierschrauben, von der Eingangspforte des St.-Pauli-Kirchhofes die zollhohen Bronz Buchstaben und auf dem katholischen Friedhof die Figur des Gekreuzigten von dem Kreuzifix.



Brüderschaft der Kornmesser. St. Michaelis.

Auch die rüdeste Habsucht hätte hier haltmachen müssen, denn wann war es bei uns je nötig, Friedhöfe vor Dieben zu schützen? Schiebertum und Gier nach schnellem, mühelosem Gelderwerb haben unsere Zeit demoralisiert, aber auch die Not und die ungeheuerliche Teuerung haben vielen den Sinn verstört. So mag man denn, ohne daß die Verwerflichkeit dieser Diebstähle an sich geschmälert wird, sie doch begreiflich finden aus eben der tiefen Not unserer Tage.

Die Friedhöfe „vor dem Dammtor“ waren aber nicht die ersten Begräbnisstätten außerhalb der Stadtmauern. Es ist schon erwähnt worden, daß das St.-Jakobi-Kirchspiel geraume Zeit vor der Anlage dieser Friedhöfe vor den Toren einen Armenfriedhof hatte. Viel früher aber hatte sich die Nikolai-Kirche nach anderen Begräbnisplätzen umsehen müssen. Wie in der plattdeutschen Chronik im Stadtarchiv zu lesen, hatten bereits im Jahre 1536 Bürger vom Rate begehrt, daß er Plätze anweisen möge für die Toten der vor dem Tore Wohnenden. Im Jahre 1537 wurde auch teils für die Armen, Othmarschen und Bahrenfeld vor dem „Mylrendor“, bei der Windmühle, ein Platz abgesteckt, was aber einige Friedensstörer dazu benutzten, das Volk wider den Rat und die „Kistenlüde“ aufzuhetzen. Hinzu kam, daß die Pest in jenem Jahr die Zahl der Toten auf 3000 gebracht hatte, eine Zahl, die vom Gerücht noch maßlos vergrößert von Fremden gemieden wurde, so daß Hamburg nicht nur sondern auch Reisende aus Hamburg um den Übertreibungen von dem Wüten der Pest keine neue Nahrung zu geben, sah man von der Anlage der Begräbnisstätten ab. Im Jahre 1543 trat der Rat wieder an die Bürger heran, aber auch diesmal lehnten sie die Anlage ab, bis im Jahre 1564 das Wiederauftreten der Pest die Notwendigkeit weiterer Begräbnisplätze erwies. Es wurden

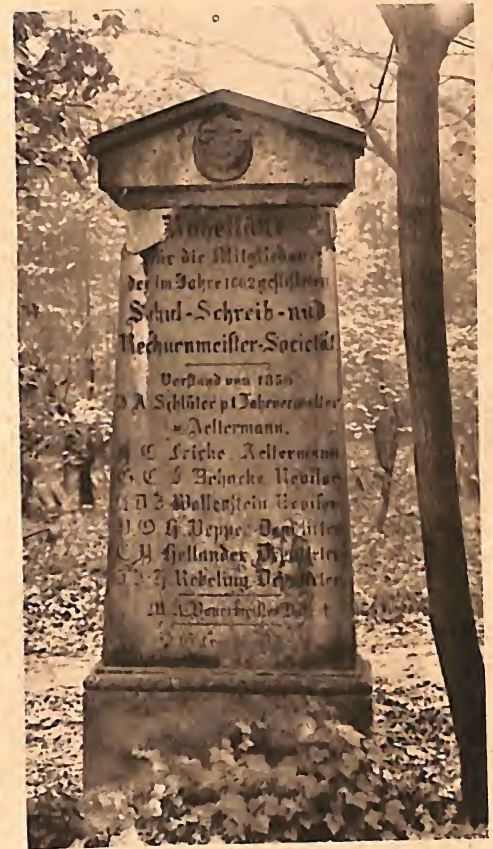


Brüder der Stück-von-Achten-Kasse.
St. Michaelis.

wurde, so daß Hamburg nicht nur sondern auch Reisende aus Hamburg um den Übertreibungen von dem Wüten der Pest keine neue Nahrung zu geben, sah man von der Anlage der Begräbnisstätten ab. Im Jahre 1543 trat der Rat wieder an die Bürger heran, aber auch diesmal lehnten sie die Anlage ab, bis im Jahre 1564 das Wiederauftreten der Pest die Notwendigkeit weiterer Begräbnisplätze erwies. Es wurden

zwei Plätze vor dem Millerntor erworben; der eine war der sogenannte Markuskirchhof*, der andere lag beim Eichholz und wurde als Kamp (umzäunter Platz) oder Kraienkamp, weil die Krähen sich dort zu sammeln pflegten, bezeichnet. Zuerst nur für die an der Pest Verstorbenen bestimmt, wurden diese Friedhöfe auch für andere Bestattungen benutzt, so kauften am 9. März 1583 die Bürgermeister Hermann Wetken, Eberhard Moller, Pawel Grothe und Johann Niebuhr als älteste Kirchspielherren der Kirche St. Nikolai einen Platz auf dem Teilfelde. Es war ihnen aber wohl nur um die Nachahmung weckende Geste zu tun, denn sie ließen sich später doch in der Stadt beisetzen, und ihre Gräber wurden nicht benutzt. Um aber den Begräbnisplatz zu Ansehen zu bringen, wurde im Jahre 1600 (nach Heß allerdings erst 1602) eine kleine Kapelle mit Türmchen erbaut und 1604 zum sonntäglichen Gottesdienst eingerichtet. Im Jahre 1623 wurde auch der Kraienkamp zu einem Kirchhof eingerichtet, da der am Teilfeld zu klein geworden war, und im Jahre 1624 kam die erste Leiche nach dem neuen Kirchhof.

Der Markusplatz wurde 1627 den portugiesischen Juden, die 1612 in Hamburg zugelassen worden waren, für eine jährliche Grundmiete von 40 Mark als Begräbnisplatz überlassen. Nach 1653 wurde er aber zu Beerdigungen nicht benutzt, es geriet sogar in Vergessenheit, daß er je dazu benutzt worden war. Der Platz wurde von der Kirche zu Gärten verpachtet mit der Bedingung, dort keine steinernen Häuser zu erbauen. Hundert Jahre später machten die Michaeliten den Nikolaiten den Platz streitig, bis man sich verglich und das Recht an dem Platz den Nikolaiten verblieb. Der Platz lag zwischen dem Thielbeck, der Markus-, Peter- und Mariensstraße und wurde 1791 zur Bebauung freigegeben.



Schul-, Schreib- und Rechenmeister-Societät. St. Nikolai.

* Wir folgen hier den Angaben, die C. Münckeberg in seinem Werk über die St.-Nikolai-Kirche macht.

Die jetzige Markusstraße hieß bis vor kurzer Zeit: Erste, Zweite, Dritte Marktstraße, analog der parallellaufenden Ersten, Zweiten und Dritten Elbstraße. Durch die jetzige Bezeichnung Markusstraße ist also die Erinnerung an den alten Markusplatz wieder geweckt worden.

Der St.-Georgs-Kirchhof, jetzt ein kleiner unbedeutender Platz, war einst die Begräbnisstätte der Aussätzigen, für die schon Adolph III. eine Kapelle stiftete, die 1457 zu einer Kirche erweitert wurde. 1743 wurde die jetzige Dreieinigkeitskirche erbaut. 1803 wurde der Begräbnisplatz



Begräbniskapelle St. Michael.

an der Kirchenallee angelegt, 1813 bis 1814 war hier auch der sog. Franzosenkirchhof, wo 10700 in hamburgischen Hospitälern verstorbene französische Soldaten bestattet wurden. Dieser Franzosenfriedhof wurde dann der St.-Gertrud-Kapelle als Begräbnisplatz zugewiesen, der bis 1856 in Benutzung war. Der St. Georger Begräbnisplatz, an der Kirchenallee wurde am 18. Januar 1882 geschlossen, blieb aber noch 15 Jahre unter Verwaltung der Kirchenbehörden.

Nachdem sich hier in Hamburg als nächste Stadt nach Gotha am 13. August 1873 ein Verein zur Förderung der Leichenverbrennung begründet hatte, erfolgte die erste Leichenverbrennung am 19. November 1892 in dem 1890 bis 1891 nach Plänen des Architekten Dorn an der Ohlsdorfer Straße, unweit des Zentralfriedhofes, erbauten Krematoriums. Nachdem schon 1880 auf dem großen Friedhof ein Urnenhain angelegt war, wurde später auch um den Bau des Krematoriums

herum ein Urnenfriedhof ausgeführt, der, lieblich an der Alster gelegen, bald vor der Aufstellung der Urnen im Kolumbarium des Leichenverbrennungsgebäudes bevorzugt wurde. Nach Ablauf der Ruhezeit wurden jedoch die Leichenüberreste aller Beigesetzten, deren Grab nicht erneuert ist, im Kalzinier-Ofen des Friedhofes den läuternden Flammen übergeben und die Asche dann in einer besonders prächtigen Rosenanlage untergebracht. So bleibt der Friedhof auch unter den neuen Verhältnissen, nachdem bereits die Verstaatlichung der Leichenverbrennung erfolgt ist, — ein stiller Vorhof der Ewigkeit.

Der Reformierten Gemeinde war am 13. September 1713 ein eigener Begräbnisplatz der Allee vor dem Steintor nach dem Strohhaus und am Pulverteich zugewiesen worden, weil sie ihre Leichen der ausgebrochenen



Grabkapelle St. Katharinen.

Pest wegen nicht nach Altona bringen durften. Der Begräbnisplatz der Reformierten an der östlichen Ecke der Großen Allee und des Pulverteiches wurde 1850 gereinigt und zum Bebauen verkauft.

Ein Begräbnisplatz für Arme wurde 1722 auf dem Glacis vor der Bastion Hironimus angelegt. Ein Elisabethen- und Armenkirchhof hat vor dem Steintor schon vor 1671 existiert; als man in jenem Jahre das St.-Georg-Hornwerk anlegte, wurden diese Friedhöfe nördlich des Steintores verlegt. Nachdem aber 1765 dieses Hornwerk gänzlich planiert war, wurde der Boden wieder zum Gottesacker hergegeben, und 1793 erstand hier der Begräbnisplatz der St.-Jakobi-Kirche, auf dem 1800 eine Leichenkapelle errichtet wurde. Auf dem Elisabethen-, auch Paulskirchhof genannt, wurden auch die Leichen Hingerichteter eingescharrt.

1713 wurde den Mennoniten bei der Ölmühle auf dem Heiligengeistfelde ein 100 Fuß breiter und 120 Fuß langer Begräbnisplatz



Amt der Schopen-Brauer.
St. Johannis.

angewiesen, weil sie ihre Leichen der Pest halber nicht nach Altona bringen konnten. Südöstlich des jetzigen Gemsenhügels des Zoologischen Gartens, an der Grindelallee, lagen 1770 Begräbnisplätze für Arme, die später eingingen, da die Abneigung gegen das Bestatten außerhalb der Tore nicht zu überwinden war.

Die St.-Johannis-Kirche in Eppendorf, die urkundlich zuerst 1267 erwähnt wird, aber beträchtlich älter ist, weist heute noch in unmittelbarer Nähe der Kirche zwei Grabsteine auf, die Kunde davon ablegen, daß die heutigen Anlagen einst als Kirchhof dienten. Die Inschrift nur eines Steines ist noch erhalten, die aus historischen Gründen hier wiedergegeben werden soll: „Grabstätte meines theuren Gatten Johann Heinrich Israel

— Schierholz —

geb. in Münden April 1778
— Alter 57 Jahr, 8 Monate,
— Hinüber in ein
Wiederschen — Wird ewig
der Kirche erneuert
voll von
ausgedient
ein neuer Be-
erdigungen in
geschlossen

Als letzte Zeugen des 1852 geschlossenen Begräbnisplatzes des allgemeinen Krankenhauses St. Georg, der 1874 geräumt wurde, befinden sich in den Anlagen zwischen der Straße An der Alster und der Barcastraße noch einige Grabmonumente. Der erste

Grabstein besteht aus einem Sockel, der eine abgebrochene Säule trägt. Die Inschrift kündigt: „Hier ruhet der Kaiserlich russische Stabsrittmeister Peter Heinrich Severin, geb. in Petersburg, den 16. Oktober 1807, gest. den 4. März 1842“. Das zweite Gedenkmal, ein eiseernes Kreuz, ruft die Erinnerung wach an Friedrich Gottlieb Zimmermann, Professor am Johanneum, geb. den 15. Februar 1782, gest. den 25. Februar 1835. Auf der Rückseite des Kreuzes ist noch zu lesen: „Dem Andenken des geliebten Lehrers gewidmet von seinen Schülern“.

Als am 30. September 1712 in der Böhmkenstraße die ersten Pestfälle auftraten und sich verheerend ausbreiteten, so daß bis 1713 ihr mehr als 11 000 Menschen erlagen, wußte man mit den Leichen zunächst nicht wohin, bis man sich für einen

Platz bei der Sternschanze entschied und die Pesttoten in einem Massengrab beisetzte. Damit aber die verwesenden Pestleichen die Luft nicht mit neuen Giftstoffen füllten, schichtete man einen hohen Hügel auf, der Pesthügel genannt wurde. Bei der Anlage des Zoologischen Gartens wurde dieser Hügel mitverwendet und als Gemsenhügel eingerichtet. Der Hügel befindet sich hart an der Tiergartenstraße, dort, wo sich das rote Mauerwerk befindet. Die Angaben über die Opfer solcher Epidemien früherer Zeiten sind aber immer mit großer Vorsicht aufzunehmen, da selbst zeitgenössische Chronisten oft genug den übertreibenden Gerüchten williger ihr Ohr liehen, als es ihrer Chronistenpflicht zuträglich war.

Aus der vorstehenden Schilderung der verschiedenen Bemühungen zur Anlegung von Begräbnisstätten außerhalb der Stadt geht hervor, daß durch die Plätze vor dem Dammtor eigentlich erst eine gewisse Einheitlichkeit in die Bestrebungen kam. Hier wurde auch zuerst auf



Amt der Töpfermeister.
St. Katharinen.

eine längere Dauer der Stätte Rücksicht genommen mit der unverkennbaren Absicht, eine Planmäßigkeit der Anlage selbst zu erzielen. Mit den einfachsten Mitteln wurde die Weihe und Feierlichkeit der Plätze



Amt der Knochenhauer im neuen Schragen. St. Michaelis.

gesteigert, so daß auch wir Heutigen von ihnen noch den Eindruck tiefsten Verbundenseins des Hier mit einem Drüben empfangen. Unsere Alvordern waren diesem Eindruck offenbar nicht so zugänglich, was begreiflich ist, da die ganzen Anlagen ihre Eigenart ja erst im Laufe der Zeit gewannen, als der Baumbestand sich ausgewachsen

hatte, als der Verfall den Plätzen die Wehmut des Vergänglichen lieh. Die Sitte, die Toten bis ans Grab zu begleiten, nahm mehr und mehr ab, einerseits weil der Weg aus der Stadt zu lange dauerte, andererseits



Das Amt der Böttger, Kiemer und Küper. St. Petri.

weil man in den zugigen Kapellen und auf den Beerdigungsplätzen für die Gesundheit fürchtete. Wenschon einge der Kapellen eine Orgel hatten, so war das Innere der Kapellen doch wenig danach angegan, eine Trauergemeinde zu erbauen. Die Feierlichkeiten, die innerhalb der Stadt bei Bestattungen üblich waren, entfielen, auch hörte

man hier draußen nicht das Läuten der Kirchenglocken, mit dem man den letzten Weg des müden Erdenpilgers zu begleiten pflegte, so daß die Bestattungen auf den neuen Friedhöfen einen für jene Zeit profanen Einschlag erhielten.

Hatten die Kirchen, als die Begräbnisplätze vor dem Dammtor bei der Bevölkerung endlich in Aufnahme gekommen waren, zunächst



Rambach-Gräber
auf dem St.-Michaelis-Begräbnisplatz.

bäude draußen nicht vorhanden war, hier nicht gewährt werden konnten. Standen die Beerdigungen in der Stadt bis dahin unter der Anteilnahme auch nicht unmittelbar von dem Trauerfall Betroffener, so schwand diese Anteilnahme, als aus der Begleitung nach außerhalb der Wälle Unbequemlichkeiten entstanden. Früher, als man noch in der Nähe der Kirche wohnte, zu der man gehörte, als ein Gang zum Kirchhof und die Begleitung der irdischen Reste eines Verbliebenen keine erhebliche Störung der Tageseinteilung bedeutete, tat man's sich

lockerte sich natürlich mit der immer größer werdenden Verschiedenartigkeit der Interessen, die sich zwangsläufig aus dem Wachstum der Stadt ergaben. Die Gewerbefreiheit sprengte die Einengungen zünftiger Geschlossenheit, Zugewanderte standen dem Althergebrachten kritischer gegenüber als die Eingewachsenen, die Wandlung von der großen Stadt zur Großstadt brachte neue, in immer größere Fernen zielende Gedanken in die Gehirne, und die Ämter, Bruderschaften, Korporationen konnten den Verfall des Gemein-

leicht und weigerte nicht gern die letzte Ehrenbezeugung. Hinzu mochte aber kommen, daß die sich immer mächtiger reckende Stadt und das immer höhere Anforderungen an den einzelnen stellende Erwerbsleben die Menschen mehr an das Leben verwiesen und die Lücken, die durch das Abscheiden eines Menschen gerissen wurden, soweit es sein tätiges Leben betraf, schneller schlossen. Das innige Verknüpftsein mit der

Allgemeinheit lockerte sich natürlich mit der immer größer werdenden Verschiedenartigkeit der Interessen, die sich zwangsläufig aus dem Wachstum der Stadt ergaben. Die Gewerbefreiheit sprengte die Einengungen zünftiger Geschlossenheit, Zugewanderte standen dem Althergebrachten kritischer gegenüber als die Eingewachsenen, die Wandlung von der großen Stadt zur Großstadt brachte neue, in immer größere Fernen zielende Gedanken in die Gehirne, und die



Reichsgraf Christian Ludwig von Bothmer,
* 29. August 1773, † 12. April 1818. Kämpfer für die Freiheit des deutschen Vaterlandes in Frankreich, Spanien, Holland, Rußland und Deutschland. (St. Petri.)

schaftsgeistes nicht aufhalten, weil eben dieser Geist, wenn auch nicht reaktionär, so doch allzu konservativ war. Fühlte man sich als guter Bürger auch als dienendes Glied eines Ganzen, so ersah man doch, daß der auf eigene Rechte pochende Individualismus sich nicht mehr zurücksetzen ließ, ja, daß es den eigenen Vorteil hindern hieß, wenn man dem Individualismus den Weg verlegte. Wo es aber der eigene Vorteil erheischte, sperrte man sich in Hamburg Neuerungen nie allzusehr.

Nahm, wie bereits angeführt, die Begleitung bei Beerdigungen ab, so doch zunächst nur bei Verblichenen, die nicht irgendeiner Vereinigung angehörten. Die Totenladen, von denen es eine große Zahl gab, ebenso die Ämter legten aber Wert darauf, daß ihre Angehörigen mit der dem Verstorbenen und seinem Amt geziemenden Würde zu Grabe



Die Paulinenvase. St. Petri.

geleitet wurden. Da aber auch hier die Freiwilligkeit nicht immer das entsprechende Gefolge antreten ließ, so entschied von Fall zu Fall oder für eine bestimmte Frist das Los, wer zu folgen hatte. Mancher mochte knurren und murren, aber noch waren die Amtssatzungen so streng, daß man ihnen nicht gern entgegen war.

Anders wurde es auch hierin, als die alten Friedhöfe geschlossen wurden, zwar wurden auch auf dem neuen Friedhof in Ohlsdorf noch Genossenschaftsgräber angelegt, aber ihre Zeit war gekommen, und das Einzel-Führung. Hatte man Zugehörigkeit zu einer Zeit, so trat jetzt diese Zugehörigkeit zurück, je mehr das Eigenleben betont wurde. Die Ämter trugen dem Geist der neuen Ämter reine Interessenvertretungen, haben aber lange nicht mehr die Innungen, die sich gründeten, trugen dem Geist der neuen Ämter ihre Zeit eingeräumt waren. Zum Teil trugen die Innungen selbst die Schuld daran, daß sie im öffentlichen Leben nicht die Rolle spielen, die ihnen zukommt, weil sie es unterließen, bei den Wahlen zur Bürgerschaft auf ihre Mitglieder dahin zu wirken, ihre politische Überzeugung mit den Interessen ihres Gewerbes in Einklang zu bringen. Anstatt mit dem ganzen Gewicht ihrer Anhängerschaft Berufsvertreter

in die gesetzgebende Körperschaft zu entsenden, sahen die Innungen ruhig zu, wie man sich politisch verzettelte und waren dann baß erobost, wenn ihren Interessen kein Kämpfer erstand. Jetzt allerdings scheint es anders werden zu wollen, und das Bestreben der Innungen und sonstigen gewerblichen und wirtschaftlichen Verbände geht dahin, in die Bürgerschaft und darüber hinaus auch in den Reichstag Männer zu entsenden, in deren politischem Programm die Wahrnehmung der Interessen des Gewerbestandes und des Kleinhandels mit an erster Stelle steht.

Durch die um ungefähr den gleichen Zeitpunkt erfolgte Auflösung der Ämter und die Schließung der Begräbnisstätten vor dem Dammtor gerieten auch die bis dahin sorgfältiger Pflege teilhaftig gewesen Genossenschaftsgräber in Verfall. Wohl kümmerten sich die Angehörigen der zuletzt Bestatteten noch um die Grabstätte, aber die Sorge des Amtes um den Gesamtplatz selbst hörte auf. Die Innungen, die doch das ideelle Erbe der Ämter antraten, vernachlässigten hier eine Ehrenpflicht, denn ihre Sache wäre es gewesen, diese Amtsgräber als Vermächtnisse zu übernehmen und zu pflegen. Aber es geschah nichts. Wie sehr diese Steine, die doch immerhin einen kulturhistorischen Wert haben, verwittert waren, mag die Tatsache erweisen, daß wiederholt von uns alte Jahrgänge von Adreßbüchern nachgeschlagen werden mußten, um an Hand der Namen auf einzelnen Gräbern die Berufszugehörigkeit der Verstorbenen zu ermitteln, und nur so konnte einwandfrei festgestellt werden, welches Amt dort oder hier seine Toten bestattete. Verhehlt soll aber auch nicht werden, daß die Verwendung weicher Sandsteine die Verwitterung der Steine sehr begünstigte; wo man Steine aus härterem Material verwendet hatte, haben sich die Grabsteine gut erhalten, wenn auch die Schrift bis zur Unleserlichkeit verschwunden war. Auf die vorerwähnte Weise konnten wir auch feststellen, daß ein niedriger, mitten im Gebüsch stehender Stein, der noch Spuren hübschen bildnerischen Schmucks zeigte, einen hinten im Boot stehenden Schiffer, darüber einige Putten, der Genossenschaft der Jollenführer gehörte. Besser erhalten, wäre dieser Stein eine Zierde unseres Museums für hamburgische Geschichte gewesen. Die beiden Wappensteine, die man auf dem Bild des Amtes der Böttcher, Kiemer und Küper sieht, steckten bis über die Mitte in der Erde und wurden erst mit vieler Mühe auf den Fuß des Amtssteines gewälzt. Aus den Jahreszahlen auf den Steinen ist zu ersehen, daß sie ein ziemliches Alter schon hinter sich haben. Die von uns im Bilde vorgeführten Amtssteine stellen nur eine Auswahl dar, weil wir nur den Typus zeigen wollten. Vorhanden sind noch die Amtssteine der Schmiede und Schlosser, der Schneider, der Leineweber, der Buchbinder, der Hutfilter u. a. m. Sie werden wohl, da ihr künstlerischer Wert gering ist, zerschottert werden,

doch sollten sich die jeweiligen Innungen wenigstens noch ein Bild dieser Amtssteine sichern, als ein Erinnerungszeichen ihrer Entwicklungsgeschichte.

Aber die Interesselosigkeit der Berufsständigen an diesen Gemeinschaftsgräbern mit ihren Amtssteinen ergab sich letzten Endes aus der schon erwähnten Lockerung der Beziehungen, die früher zwischen



Gottfried Clas Carl Hagenbeck,
Gründer des Hagenbeckschen Tierparks. * 13. März 1810, † 3. Oktober 1887. (St. Pauli.)

öffentlichem und kirchlichem Leben bestanden und deren Pflege sich die Kirche in wohlverstandem eigenen Interesse immer hatte anlegen lassen. Hatten die verschiedenen Gewerbe früher in den Kirchen noch ihre mit ihrem Abzeichen geschmückten Gestühle und trugen sie auch sonst durch Stiftungen zur Ausschmückung des Kircheninnern bei, so legten sie bei den neuerbauten Gotteshäusern keinen Wert mehr auf eigene Gestühle und bekundeten auch sonst keinerlei Interesse mehr für die Kirche. Wohlverstanden: kein korporatives

Interesse, wie es sich in den Epitaphien der Ämter aussprach, denn dem einzelnen war es genau wie früher überlassen, sich zu seinem Gott zu stellen, wie er es für recht befand. Allmählich verschwanden aus dem Straßenbild auch die Herbergszeichen, das letzte war vielleicht das der Bäckergesellen an ihrer Herberge in der Mühlenstraße 6, das sich jetzt mit anderen Zunft- und Herbergszeichen im Museum für hamburgische Geschichte befindet.

Neue Erkenntnisse der Naturgeschichte, deren Schlüsse vor keinem Dogma haltmachten, ließen den Tod mehr als einen natürlichen Vorgang denn als eine von einem persönlichen Gott vorgenommene Handlung erscheinen. Damit entfiel auch für viele die Bedeutung als eine Art Gottesdienst, die sie der Begleitung bei Bestattungen beigelegt hatten. Der Tod wurde sachlich, die Gläubigkeit schwand, und die Ungewißheit dessen was unserer nach dem Tode harrt, wie sie sich in Hyperions Schicksalslied ausspricht, nahm zu:

Doch uns ist gegeben,
auf keiner Stätte zu ruhn,
es schwinden, es fallen
die leidenden Menschen
blindlings von einer
Stunde zur andern,
wie Wasser von Klippe
zu Klippe geworfen,
jählings ins Ungewisse hinab.

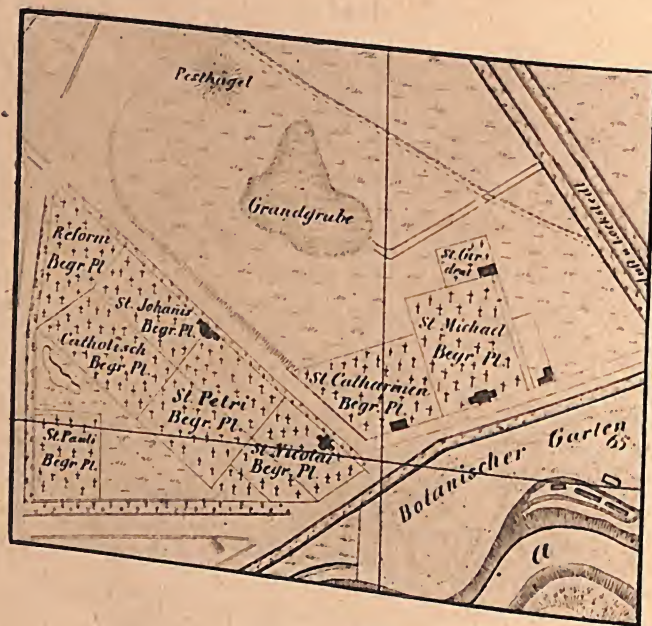
Die schmerzliche Resignation dem Ewig-Unenträselbaren gegenüber, die diese Verse Hölderlins künden, ist und bleibt aber nur ein Erbgut jener, die über die Wirren und Unruhe des Tages hinaus ihre Gedanken lenken; weite Kreise schwimmen in Gleichgültigkeit und wenden sich von der Religion ab, weil sie mit der Kirche nicht zufrieden sind. Andere aber, wiewohl auch sie die Ungewißheit qualvoll empfinden, stellen ihr Leben unter die Klarheit Goethes:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
wie sie das Geist-Erzeugte fest bewahre!

Wir Heutigen stehen immer noch mitten im Kampf um das was Gottes ist, ein Kampf, der nie enden wird, solange Menschen über die Erde wandeln. Sind Suchende und Kinder der Sehnsucht, die nichts ist als ein Fragen nach den letzten Gründen des Woher und Wohin. So mögen wir denn ehrfurchtsvoll vor jenen stehen, die, nicht weniger Suchende und Sehnsüchtige als wir, doch schließlich gläubig waren und sich damit abfanden, daß aller menschlichen Erkenntnis eine Grenze gezogen ist.

Vita quid? Exilium. Quid mors? Via proxima coeli. Was ist das Leben? Verbannung. Was der Tod? Der nächste Weg zum Himmel. Des weiland hamburgischen Bürgermeisters Nicolaus Voegler Kinder setzten ihm diese Worte auf ein Epitaph, als er 1587 starb, und fügten hinzu: Non opus est gravius quam bene posse mori. Es gibt kein schwerer Werk, als gut zu sterben wissen.

Wie wir hoffen, daß ihnen allen, die auf diesen Friedhöfen liegen, das schwere Werk, gut zu sterben, gelang, so wünschen wir es auch uns, die wir ihre Ruhestätten verschwinden sehen.



Die Kirchhöfe der innern Stadt.

Von den Ruhestätten, die in den Kirchen und rings um sie herum innerhalb der Mauern der alten Stadt lagen, findet sich im äußern Straßenbild fast keine Spur mehr. Nur innerhalb der Kirchen sieht man alte Leichensteine, und bei Straßenaufgrabungen werden Überreste jener alten Friedhöfe entdeckt. Die ältesten Gräber Hamburgs in christlicher Zeit werden sich in und um den ehrwürdigen

Marien-Dom

befunden haben, also in der Gegend des Speersort, ziemlich genau dort, wo sich heute das alte Johanneum befindet. Von seinen vielen Gräbern und Gräften hat sich nur wenig auf die Gegenwart gerettet.

Wie der Hochaltar und die Bibliothek, wie einzelne Grabstätten, ganze Kapellen und granitene Säulen ist alles in die vier Winde zerstreut, und zwar im wesentlichen auf das Urteil sog. Sachverständiger hin, daß im Dom Gegenstände von erheblichem Kunstwert nicht vorhanden gewesen seien. In den Beschreibungen des Doms werden das Grabmal eines Barons von Kielmannsegge, das die Erweckung des Lazarus vorstellte, viele Epitaphien von Dechanten, Domherren, Priestern der Kirche und fremden Edelleuten, besonders aber das derer von Ahlfeld genannt. In der Mitte der Kirche befand sich ein Grabmal mit den Gebeinen der Grafen Johann I. († 1266), Gerhard I. († 1281), Waldemar († 1306), Gerhard II., Johann II. und Adolph II. von Schauenburg, das aber schon im 18. Jahrhundert seiner



Kenotaphium des in Hamburg 965 verstorbenen Papstes Benedict V. im ehemaligen Marien-Dom.



Grabtafel mit dem Dudelsack spielenden Esel
im Dom (16. Jahrhundert).

Über der Stelle, wo er begraben gelegen hatte, wurde dem inzwischen vom römischen Stuhl heilig gesprochenen Märtyrer ein Grabmal errichtet, wonach hier die Gebeine des Papstes ruhten. Zweimal sollen solche Grabmale errichtet gewesen sein, das letzte aus glasierten und erhabengearbeiteten Backsteinen, auf deren Oberfläche das geistliche Bildnis im Ornat zusammengefügt und mit Brustbildern, Aposteln, Heiligen, kämpfenden Ritterfiguren und einer mönchischen Inschrift umgeben war. „Als im Jahre 1782, auf eben der Stelle, wo der päpstliche Grabstein lag, die neue Kapitelstube gebaut werden sollte, öffnete man das Grab, fand es halb voll Sand und warf es mit Schutt zu.“

Mag kunstgeschichtlich der Verlust dieser „Tomba“ auch nicht allzu groß sein, so zeigt doch der ganze Vorgang die Rücksichtslosigkeit der Menschen um das Ende des 18. Jahrhunderts. Um so mehr ist es zu bewundern, daß uns zwei andere Grabdenkmale erhalten wurden, die sehr verschiedenartig sind. Das eine, die Grabtafel mit dem

Messingplatte, die den Grafen Johann I. darstellte, beraubt war. Ein von Gerhard II. gestifteter Altar soll nach dem Westfälischen Frieden von den Domherren selbst niedergeworren sein. Berühmt war früher das sog. Kenotaphium des Papstes Benedict V. (siehe Bild Seite 41). Dieser Gegenpapst gegen den von Otto dem Großen 965 auf seinem Römerzuge eingesetzten Leo VIII. war vom Kaiser gefangen genommen und, nachdem er zum Diakon erniedrigt war, dem hamburgischen Erzbischof Adaldag als Gefangener übergeben worden. In Hamburg erlag der Italiener noch in demselben Jahr seinem Kummer und dem Klima, allerdings ohne Stadt und Kirche die Privilegien erteilt zu haben, von denen die Sage berichtet*. Der Papst wurde in der Domkirche beigesetzt, aber seine Gebeine schon 999 nach Rom gebracht.

* Vgl. Obst: Die sog. Privilegien des Papstes Benedict V. Zeitschr. des Vereins f. hamb. Gesch.



Denkstein des Domherrn und Syndikus
Albert Krantz (1475–1517).

die Sackpfeife spielenden Esel, hat den Forschern schon viele Rätsel aufgegeben (siehe Bild Seite 42). Die Inschrift lautet nach Auflösung der Abkürzungen:

Ick för du na fruot. De wert heft zik umme kert. Darumme zo hebbe ick arme eezel pipen ghelet. Naket bin ick ghebaren. Hir is mer ghewonnen as vorlaren. O min her unn got wes barmhartich mj arme Sunder. Anno domini 1516 des dñxtedages vor micheli starf zelighe Geske van demholte.

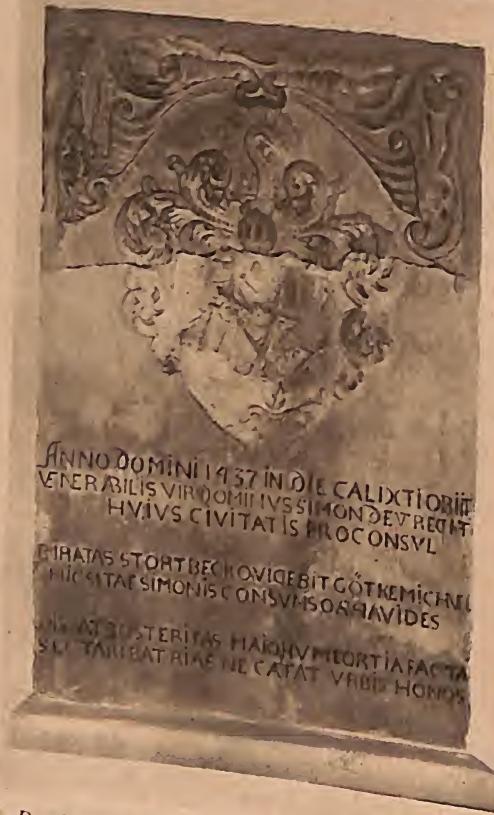
Anno domini 15[.]. F[ilius] hans lange; 1537 Und sine kinder.

An den Ecken sind die Medaillons der vier Evangelisten eingehauen. Nach Zahns Darlegungen war Geske van dem Holte wahrscheinlich die Gattin eines Wundarztes Jacob van dem Holte, der Hans Lange ein früherer gestorbener Sohn des Amtsmeisters der Barbriere, Hans Lange (1541).

Über den Sinn der Darstellung auf dem Grabstein ist viel gegrübelt worden. Jetzt darf man wohl sagen, daß die Deutung allegorisch erfolgen muß. Es soll die Verkehrtheit alles Irdischen durch die Figur des dudelnden Esels dargestellt werden; der Tote ruft den noch auf Erden Wandelnden zu: „Ich bin dir vorangegangen, du folgst mir nach. Wie es möglich ist, daß der Esel Sackpfeife blasen lernt, so ist in der Welt alles verkehrt. Im Grabe ist mehr gewonnen als verloren. Darum erbarm dich, o Herr und Gott, meiner, des armen Sünders.“ Es ist die Mahnung, die Sebastian Brant in seinem Narrenschiff ertönen läßt:

O narr, gedenck zu aller fryst,
Daß du eyn mensch und tötlich bist
Und nüt dann leym, asch, erd und myst!
Und under aller creatur,
So hat vernunft in der Natur,
Bist du das mynst und ein byschlack,
Eyn abschum und eyn trüsensack.
Was überhebst dich deins gewalt,
Deyns adels, richtum, jugent, gestalt?

Das *fnvt*, das noch Walther* als *effen ute* und als eine Entschuldigung des Steinmetzen, daß er nicht mit dem Raum ausgekommen sei, zu erklären suchte, wird wohl am besten in „*fuimus nos ut tu*“ (wir waren wie du) oder „*fiat nobis voluntas tua*“ (es geschehe dein Wille), eine im 16. Jahrhundert gebräuchliche Abkürzung**, aufgelöst. Über



Denkstein des Simon von Utrecht aus der IIsaben-Kapelle der alten Nikolai-Kirche.

den Grabstein gingen übrigens viel Sagen um, und wer im 18. Jahrhundert als Handwerksbursche den Beweis erbringen wollte, daß er in Hamburg gewesen sei, mußte die drei Wahrzeichen der Stadt kennen: die sitzende Statuette der Jungfer mit dem Booksbeutel an der kleinen Südertür der ehemaligen Petrikerche, eine Mönchsfigur, die aus den mittleren Türen des Hamburger Wappens über dem äußeren Gewölbe des Deichtors herausschaute, und den Esel mit dem Dudelsack***.

Klarer in Ausführung und Inhalt ist der Denkstein des Domherrn und Syndikus Albert Krantz (1475-1517), der so bescheiden gewesen war, daß er sich unter der Regentraufe des Doms begraben ließ (siehe Bild Seite 43). Das Denkmal wurde 1569 durch den Dekan Michael Rheder errichtet und 1647 erneuert. Nach dem im Eingang des damaligen eingemauert. Unter der Schlag des Stein-

* Walther, Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte I., 111.
** Zahn, Der Esel mit dem Dudelsack. Mittlg. des Museumsvereins in Hamburg, Nr. 5 (1889).
*** Schrader, Führer durch die Sammlg. Hamb. Altertümer.

jungen, im Jahre 1660 verstorbenen Hamburger Jacob Kohl errichtet; es stellt zwei nackte Kindergestalten dar, die sich an ein verschnörkeltes Ornament lehnen, auf welchem ein Totenkopf steht*.

Wenden wir uns der 1842 niedergebrannten

St.-Petri-Kirche,

der ältesten Bürgerkirche der Stadt, zu, die ehemals den Aposteln Petrus und Paulus gewidmet war**, so ist die Ausbeute nicht allzu groß.

Das Museum für Hamb. Geschichte bewahrt zwei Steintafeln von dem Grabdenkmal des friesischen Häuptlings Fokko Eysinga, das sich in der abgebrannten Kirche befand. Die eine Tafel zeigt das Wappen der Eysinga und die acht anderer ostfriesischer Geschlechter, auf der andern befindet sich eine lateinische Inschrift, die besagt: Fokko Eysinga sei aus Liebe zu seinem Vaterlande den bürgerlichen Unruhen entflohen, um frei und sein eigener Herr in Hamburg zu sein, wo seine betrubte Witwe ihm die Augen zgedrückt habe. Als mit unserem Thema sich berührend sei noch erwähnt, daß einer der vier Löwen mit Wappenschilden erhalten ist, der vom 1551 erbauten Beinhaus von St. Petri stammt. Diese Beinhäuser dienten dazu, die Überreste der Gebeine aus den zu neuen Bestattungen freigemachten Gräbern aufzunehmen.

Reicher ist die Ausbeute aus der dritten Kirche, der dem Patron der Fischer und Schiffer,



Grabstein des Bürgermeisters Hinrich Murmester († 10. April 1481) in der alten Nikolai-Kirche.

St. Nikolaus,

gewidmeten Kapelle, die später zu einer Kirche ausgebaut wurde. Am berühmtesten ist der Denkstein des Simon von Utrecht († 1437), des einzigen Ehrenbürgermeisters Hamburgs, der nach großen Heldentaten zu Wasser und zu Lande in der IIsaben-Kapelle zu St. Nikolai beigesezt wurde (siehe Bild Seite 44). Aus den Trümmern der

* Vergl. Schrader, Grabsteine aus dem Dom. Mitt. d. Museumsver. in Hambg. S. 25 ff.
** Vergl. Wolters, Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum der Wiedereinweihung der St.-Petri-Kirche am 7. Mai 1899.



Epitaph

in der alten Nikolai-Kirche, von Bürgermeister Wetken
seinen 1561 und 1564 verstorbenen Kindern gesetzt.

posteritas maiorum fortia facta sectari patriae ne cadat urbis honos.
Das heißt: so sollte sie zu lesen sein. Der Bildhauer hat aber,
da er der lateinischen Sprache nicht kundig war, mehrfach b geschlagen
wo p stehen sollte. Also ein ähnliches Vergehen, wie es sich der
Steinmetz nach der einen Auffassung bei dem dudelsackpfeifenden Esel
geleistet hat.

Weitere Grabsteine sind aus der Nikolai-Kirche der Stein des am
19. April 1481 verstorbenen Bürgermeisters Hinrich Murmester,
dessen Inschrift Dr. Nirrheim 1908 entziffern konnte (siehe Bild
Seite 45), und der Denkstein eines Grabes, das in älteren Zeiten der

* Schrader, Führer S. 18.

Kirche wurde 1842
der Stein gerettet. Er
ist aber nicht der
erste Grabstein, son-
dern ein in späterer
Zeit errichteter Ge-
denkstein, der ihm
auf Befehl des Rates
um 1566 gesetzt
worden ist, als die
Kirchenbehörde das
vermutlich schad-
haft gewordene
Grab räumen und
zu neuer Belegung
verkaufen wollte*.
Auch hier ging an-
scheinend der Kir-
che der Vorteil über
die Dankbarkeit.
Der Denkstein zeigt
ein Schiff, das von
einem Schwan ge-
zogen wird, und
darunter die Worte:
Anno domini 1437 in
die calixti obiit vene-
rabilis vir dominus Si-
mon de vtrecht hujus
civitatis proconsul. Py-
ratis stortbeck qui
cepit götke michvel
hic sitae simonis con-
sulis ossa vides. discat

Familie Moller von der Adlerklaue, von 1633 aber der Familie Lemmer-
mann gehörte. Ganz erhalten ist ein Epitaphium, das im Jahre 1566
der Bürgermeister Wetken seinen in den Jahren 1561 und 1564 jung
verstorbenen Kindern setzte (siehe Bild Seite 46).

Von den durch den Brand zerstörten Kirchen ist noch die Gertrud-
Kapelle zu nennen, deren Kirchhof deshalb besonders bemerkenswert
ist, weil er zuerst den Aussätzigen, dann den Armen gewidmet war.
Von 1815 bis 1840 lag der Gertrudenkirchhof in St. Georg, dann wurde
er vor das Dammtor verlegt. Auch ein Armenkirchhof war der von
St. Annen, einer Filiale von St. Katharinen, und im Grunde genommen
sind die sämtlichen Kirchhöfe innerhalb und namentlich außerhalb der
Stadtmauer zuerst als Elendfriedhöfe betrachtet worden; daraus erklärt sich
auch die lange anhaltende Abneigung, die Toten vor die Tore zu bringen,
trotzdem die Überfüllung der Stadtkirchhöfe und die damit verbundene
Gefahr schon lange erkannt war. Aus der abgebrochenen Johannis-
Kirche ist eine gußeiserne Grabdenktafel
des Jurgen Warmer
(1596) und des ebenso
unbekannten Chirurgen
Fabricius erhalten.
Aus der Marien-
Magdalenen-Kirche,
die an Stelle des jet-
zigen Adolphsplatzes
stand, ist nichts an
Grabdenkmälern be-
wahrt; der Kirchhof
wurde schon 1805,
zwei Jahre vor dem
wegen Baufälligkeit
erfolgten Abbruch der
Kirche, nach der Ge-
gend vor dem Dammtor
verlegt.

Vonden ursprüng-
lich vier Kirchspielen
Hamburgs ging der
Merkvers:

Niklai de Riken,
Kathrinen desglikten,
St. Peter de Sturen,
Jakobi de Buren.



Katholische Grabkapelle.

Die Grabdenkmäler der Sturen und der Riken von St. Nikolai haben wir, soweit sie erhalten sind, vorüberziehen lassen. Wenden wir uns zu den Riken von

St. Katharinen,

so hat das Gotteshaus durch Baufälligkeit und Zerstörung während der Franzosenzeit manche von ihren ehrwürdigen Epitaphien verloren, soweit



Senator Dr. Friedrich Sieveking,
* 28. April 1798, † 25. Dezember 1872. (St. Nikolai.)

nachlässig, so daß bei Räumungen die ganze Kirche bestäubt wurde. Obwohl man sich schon durch den aus den Gräbern, namentlich im Sommer, emporsteigenden Geruch belästigt fühlte und allerhand Mittel anwandte, um den Dunst nach außen abziehen zu lassen, gelang es noch 1801, eines der schlechtesten Gräber für 600 R „auf ewig“ und 1802 ein anderes gegen ein Legat von 3000 R für 30 Ruhejahre zu verkaufen.

* Julius Faulwasser, Die St.-Katharinen-Kirche in Hamburg. Hbg. 1896. S. 98 ff.

sie aber noch vorhanden sind, hat sie Faulwasser in seinem vortrefflichen Kirchenwerk* beschrieben und abgebildet, so daß hier darauf verwiesen werden kann. Der vornehmste Beerdigungsplatz war wie bei andern Kirchen der Raum unter dem Fußboden der Kirche und ihren Anbauten selbst. Nur ein kleiner Teil der Gräber war ausgemauert und überwölbt, die meisten waren Sandgräber. Oft stürzten sie ein, manchmal sogar während des Gottesdienstes, wobei Verletzungen vorkamen; Überschwemmungen unterspülten sie, und nicht selten waren die Kuhlengräber

Später, als durch einen der wenigen vernünftigen Erlasse der Franzosen vom 1. Januar 1813 das Beerdigen innerhalb der Stadtmauern verboten wurde, übertrug man diese Gerechtsamen auf die Begräbnisstätte vor dem Dammtor. „Nur ein einziges Grab hat die Wandlungen der Zeit überdauert und ist an der Südseite des Turmes noch gegenwärtig erhalten, weil ein Vermächtnis von 2000 R darauf ruht, die an das Waisenhaus fallen sollen, sobald es einmal gerührt wird.“ Noch heute müssen die Provisoren des Waisenhauses sich von dem un-



Grabdenkmal des Klempneramtes.
Aus Blech gearbeitet.
St. Petri.



Eigenartiges Grabmonument für
Peter Mählmann und Familie.
St. Nikolai.

veränderten Vorhandensein des Frielschen Grabsteines überzeugen. In dies perpetuos!

Auf dem Kirchhof wurden vier Leichen übereinander gelegt; wechselweise wurden die einzelnen Teile des Kirchhofes „gereinigt“ und von neuem ausgelegt. Trotz alledem reichte der Raum schon im Zeitalter der Reformation nicht mehr aus, so daß man sich nach einem neuen Kirchhof auf dem Brook umsah und darauf die bereits erwähnte St.-Annen-Kapelle errichtete, aber Jahrhunderte hindurch blieb er „Arm Lüd's Karkhof“, und erst am Ende des 18. Jahrhunderts gelang es, ihn einigermaßen zu Ehren zu bringen, aber da kam schon bald die



Grabkapelle St. Pauli.



Grabkapelle St. Nikolai.

Ablösung durch den Platz vor dem Dammtor, der 1797 erworben wurde. Die erste Grabstätte auf dem neuen Friedhofe erwarb das Amt der Schneider-Freimeister. Damit war der Übergang vom Kirchhof zum Friedhof vollzogen. Die nach Plänen von Axel Bundsen entworfene, im Jahre 1800 errichtete Kapelle wurde 1814 mitsamt dem Friedhof von den Franzosen völlig zerstört; die jetzige



Grabstelle des Oberalten Johann Martens.
Der bronzene Hund wird später im Stadtpark Aufstellung finden.
St. Nikolai.

Begräbniskapelle ist auf den alten Grundmauern nach Plänen des Architekten G. Luis 1850 erbaut.

Aus der

St.-Jakobi-Kirche

sind drei Epitaphien aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts (Bernhard Teggius 1606, Hauptmann Hans Lüders 1616 und Jost Rogge 1616) bemerkenswert. Der Gottesacker um die Kirche herum scheint infolge der schnellen Zunahme der Bevölkerung des Kirchspiels sehr viel früher als bei den anderen Kirchen zu eng geworden zu sein, denn



Grabstätte der Prinzessin Juliane von Ostfriesland und des letzten Predigers an St. Maria Magdalenen, Barthold Nicolaus Krohn.

abgesehen von dem 1350 angelegten, bereits erwähnten St.-Gertrüd-Kirchhof, der zuerst für die Pestleichen, später ganz allgemein für die Armen bestimmt war, wurde schon 1519 vor dem Spitalertor ein Friedhof ausgewiesen, der durch einen besonders von Bremen erbetenen Weihbischof geweiht wurde. Als Hamburg dann seine Festungswerke erweiterte, mußte der Friedhof weiter hinaus verlegt werden. Dieser Friedhof wurde mit einer Mauer umschlossen und einer ansehnlichen Friedhofskapelle ausgestattet, die zuerst St.-Elisabeth-, dann nach einem Umbau St.-Pauls-Kapelle genannt wurde. Abermals mußte der Friedhof militärischen Anforderungen weichen; der damals ausgewiesene Platz wurde fast nur als Armenfriedhof benutzt, und erst der im Jahre 1793 vor dem Steintor errichtete vierte St.-Jakobi-Begräbnisplatz ist derjenige, dessen düstere Romantik noch bis in die Gegenwart hineinragt und an dessen Stelle der Hauptbahnhof errichtet ist. Schon lange vor dieser Zeit war er geschlossen worden, und 1844 hatte die Gemeinde St. Jakobi auf dem Peterskamp an der Wandsbecker Chaussee ein Gebiet erworben, das als Friedhof ausgelegt und 1864 mit einer von den Architekten de Chateauneuf und Wood entworfenen Kapelle ausgestattet wurde. 1862 wurde neben dem St.-Jakobi-Kirchhof der Hammer Kirchhof angelegt.

Die jüngste unter den fünf Hauptkirchen, St. Michaelis,

wies vor ihrer Zerstörung durch den Brand von 1906 ein Epitaphium der Cassa Stück von Achten (1762) und zwei Gedenktafeln, eine für den Stadtkommandanten Generalleutnant Freiherr von Eberstädt (1712), die andere für die Gefallenen von 1813 und 1814 auf. Auch das Grabdenkmal des Freiherrn von Hirschdorf, das 1642 an der Außenseite der kleinen Michaelis-Kirche errichtet wurde, sei hier erwähnt. Beide Kirchen verdanken ihre Gründung eigentlich ursprünglich einer Friedhofsanlage, und so sind die Kirchen sozusagen auf die und zwischen die Gräber gebaut worden, während sonst die Gräber in die Kirchen hinein- und um sie herumgelegt wurden. Mit den Gräbern unter der kleinen Michaelis-Kirche machten die Franzosen, nachdem sie das Gotteshaus für den katholischen Ritus bestimmt hatten, schnell ein Ende; der Grufkeller wurde 1812 ausgeräumt und die Gebeine nach dem Friedhof vor dem Dammtor geschafft. Jetzt dient die Gruft als — Weinlager.

Der dritte Kirchhof am Kraienkamp, auf dem später die große Kirche erbaut wurde, ist, wie bereits erwähnt, 1624 ausgewiesen; in der Kirche fanden u. a. 1667 Pastor Edzardi „autor hujus templi et primus pastor“, ferner die Baumeister des ersten Gotteshauses, Peter Marquardt, Ernst Georg Sonnin und der berühmte Rechenlehrer Valentin Heins ihre Ruhestätte. Aus den Gräbern bezog die Gemeinde reiche Einnahmen, und selbst als die Beerdigung innerhalb der Stadt verboten war, kam es noch vor, daß gegen doppeltes Erdgeld Leichen



F. W. C. Menck,
Gründer des Hamburger Fremdenblatts,
* 1. Mai 1788 in Hamburg, † 6. Januar 1862 in Hamburg.
St. Michaelis.

im Gewölbe der Kirche beigesetzt wurden. Die Friedhofskapelle draußen vor dem Dammtor wurde nach Plänen des Grenzspektors Reinke errichtet und 1860 von dem Architekten Gltier umgebaut; das erste Grab erwarb 1799 die Familie Kirsten.

St. Pauli.

Die Pest, die in früheren Jahrhunderten Hamburg oft auf das schwerste heimgesucht hat, gab Veranlassung, 1606 in der Gegend der jetzigen Wilhelminen- und Annenstraße ein Pesthaus zu errichten. Im



Architekt Theodor Bülow,
Erbauer des Patriotischen Gebäudes, * 1. Dezember 1800
in Hamburg, † 7. Juni 1861 in Hamburg.
St. Nikolai.

Laufe der Zeiten besiedelte sich der Hamburger Berg immer mehr, so daß die Prediger des Pesthofes nicht nur zu Trauerfeiern, sondern auch zu Taufen und Trauungen ins Haus der Bewohner gerufen wurden. Die Schmälerung ihrer Einnahmen verstimmte die Pastoren zu St. Michaelis, zu deren Kirchspiel der Hamburger Berg gehörte, so daß gegen den damaligen Prediger Döler Sturm gelaufen wurde. Da Döler aber in seinem Bezirk sehr beliebt war und 1680 den Vorstädtern ein eigener Begräbnisplatz in der Nähe der Tranbrennerei eingeräumt war, gewann der Gedanke, die Stätte der Toten mit einer eigenen Kirche zu schmücken, neue Anhänger. Nachdem der Senat zugestimmt hatte, erfolgte am 27. März 1682 die Grundsteinlegung einer neuen Kirche vor dem Millerntor, und zwar entstand auch hier, wie bei der kleinen und großen Michaeliskirche, zuerst der Kirchhof und dann die Kirche. Zweimal wurde im Laufe der Zeiten die Kirchhofsruhe hier draußen vor dem Tore gestört. 1709 zerstörten die Dänen, die den Hamburger Berg besetzten, die Kirchhofseinfriedigung, und am 3. Januar 1813 brannten die Franzosen die Kirche nieder. Drei Jahre lag die Kirche in Trümmern, erst 1817 entschloß man sich zum Neubau. Doch schon zwölf Jahre später stellte sich die Notwendigkeit heraus, einen zweiten Begräbnisplatz anzulegen, der 1829 an der Karolinenstraße angelegt wurde.

Israelitische Friedhöfe in Hamburg.

Als in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts die ersten portugiesischen Juden in Hamburg auftauchten, waren sie noch gezwungen, ihr jüdisches Bekenntnis nur innerhalb der Wände ihres Hauses zu zeigen, da auch die damaligen Hamburger, wie überall im deutschen Vaterlande, von diesem Zuzug nicht erbaut waren. Die Folge war, daß sie ihre Toten mit auf den christlichen Begräbnisplätzen bestatten mußten. So wissen wir, daß der berühmte Arzt Rodrigo de Castro, der in Hamburg sehr geschätzt war, 1602 für sich und seine Familie ein Grab auf dem Maria-Magdalenen-Kirchhofe kaufte und kurze Zeit später für diese Grabstelle eine andere „binnen der Kirche“ für sich, seine verstorbene Frau, seine etwaige künftige Frau, seine Kinder und seine Schwiegermutter umtauschte*. Nachdem die Juden aber durch ihren Handel der Stadt Nutzen gebracht und ihre Stellung hier befestigt hatten, wurden ihren religiösen Bedürfnissen einige Konzessionen gemacht, so daß sie sich freier bewegen durften. So erhielten sie endlich 1611 das Recht, ihre Toten nach Altona zu bringen, wo es ihnen gelungen war, von dem Grafen Ernst von Schauenburg, dem damaligen Landesherrn in Altona, ein Stück Land auf der jetzigen Königstraße, damals auf dem Heuberge, zu kaufen. Da einige Grabsteine mit älteren Daten versehen sind, besteht die Vermutung, daß sie schon vorher hier einige Glaubensgenossen beerdigt haben. Erst mit dem 31. Mai 1611 wurde der Kaufvertrag, der sich noch heute bei den Akten der Portugiesengemeinde befindet, von drei Vertretern der Gemeinde unterzeichnet und mit der eigenhändigen Unterschrift des Schauenburgers bekräftigt. Der Friedhof in Altona, wo viele hervorragende Mitglieder der jüdischen Gemeinde ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, u. a. der hochangesehene Hofbankier der Königin Christine von Schweden, Abraham Senior Texeiras, wurde bis 1871 benutzt.

Im Laufe der Jahre wurde das Verhältnis der portugiesischen Juden zu den Hamburgern immer günstiger, so daß sie 1627 schon einen eigenen Friedhof auf hamburgischem Gebiet besaßen. Der Markusplatz, der an den heutigen Kohlhöfen gelegen war, gehörte der St.-Nikolai-Kirchengemeinde, die sich anfänglich bei jeder einzelnen Beerdigung später jährlich 40 Mark für den Platz zahlen ließ. Der Begräbnisplatz wurde, wie an anderer Stelle bereits berichtet, bis 1653 benutzt, 1654 geräumt und die Knochenüberreste nach dem Altonaer Friedhof überführt.

* Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, 10. Bd., S. 540-554.

Zu diesem Zwecke wurde in Altona noch ein Stück Land an der Königstraße angekauft. Nach der Trennung der drei jüdischen Gemeinden reservierte sich die Hamburger Gemeinde dort einen bestimmten Teil zur Bestattung ihrer Leichen. Die erste, die dort beerdigt wurde, war die am 28. August 1812 verstorbene Frau Salowe Berlin, Tochter des Eisik Berlin. Dieser Hamburger Teil blieb bis 1834 in Benutzung, wurde dann infolge einer von der holsteinischen Regierung erhobenen Geldforderung den Hamburger deutschen Juden entzogen. Die Hamburger benutzten zum Teil auch schon in der Zeit von 1627 bis 1653



Israelitischer Friedhof auf dem Neuen Steinweg,
der 1813 provisorisch eingerichtet wurde.

den Altonaer Friedhof. Der Ottensener Friedhof wurde 1664 erworben und durch Ankauf in den Jahren 1679, 1697, 1703, 1704, 1745, 1746 und zuletzt 1805 erweitert*. Die Mehrzahl der in Hamburg weilenden Juden wurde in Altona oder Wandsbek bestattet. Als aber 1713 die Pest in Hamburg ausbrach und die dänische Regierung den Verkehr mit Hamburg einschränkte, um eine Einschleppung der Seuche zu verhindern, entstand die Notwendigkeit, einen jüdischen Begräbnisplatz in Hamburg zu schaffen. In der Nähe des Pesthügels wurde dann den Juden der Platz angewiesen, der am 27. August 1713 in Benutzung genommen wurde. Als erste

* Goldschmidt, Salomon, Geschichte der Beerdigungs-Brüderschaft der deutsch-israelitischen Gemeinde in Hamburg. (1912.)

Leiche wurde der im 92. Lebensjahre verstorbene Lazarus Herz beigesetzt. In der Mitte des Begräbnisplatzes erhebt sich ein kleiner Hügel, unter dem die an der Pest Verstorbenen ruhen. Wie es bei allen neuangelegten Friedhöfen gewesen ist, so wollte auch auf diesem einsam



Grabdenkmal für Notar Dr. jur. Gabriel Rießer,
Vorkämpfer für die Emanzipation der Israeliten.
(Rentzelstraße.)

in der Wildnis gelegenen Friedhof niemand bestattet werden. Infolgedessen diente er in den ersten Jahren nur fremden Juden, die hier starben, ohne in Hamburg Verwandte zu besitzen.

Die jüdischen Begräbnisplätze tragen keinerlei Schmuck; außer einem einfachen Grabstein, der auf der Vorderseite eine Inschrift in hebräischer Sprache und auf der Rückseite die deutsche Übersetzung bringt, zeigen alle Grabanlagen ausnahmslos nur einen einfachen Rasenbezug. Diese Einfachheit beruht auf einer traditionellen Überlieferung,

nach der alle Menschen im Tode gleich sind. Aus diesem Grunde nehmen die strenggläubigen Juden auch keine Kranzspenden entgegen, ebenso muß der Sarg einfach und schmucklos sein. Die Beerdigungen der Juden, ob arm oder reich, ob hoch oder niedrig, erfolgten nach



Auf dem israelitischen Begräbnisplatz Rentzelstraße.

den gleichen Vorschriften und ohne Unterschied in der Innehaltung der Zeremonien. Am Sabbat und den jüdischen Festtagen finden weder Beerdigungen noch Besuche auf dem Friedhofe statt. An dem Prinzip, daß die Ruhe der Toten nicht gestört werden darf, wird auch heute noch mit strenger Gläubigkeit festgehalten. Aus diesem Grunde findet z. B. niemals die Exhumierung eines Juden statt, ebenso wird man immer finden, daß die jüdischen Begräbnisplätze unter Verschuß gehalten werden, so daß man nicht ohne weiteres die Stätte der Toten

besuchen kann. Der letzte Liebesdienst, den man einem Toten in der Waschung seines Leichnams erweist, darf niemals von bezahlten Leuten ausgeführt werden. Diese Ehre wird ehrenamtlich von einem Verein ausgeführt, der sich aus den frömmsten Juden zusammensetzt und diesen Liebesdienst bei allen Glaubensgenossen ausführt ohne Unterschied des Standes. Die erste derartige Vereinigung (Chewro Kadischo) läßt sich schon 1670 in Hamburg für die portugiesischen Juden nachweisen; die Beerdigungsbrüderschaft für die deutsch-israelitische Gemeinde gründete sich als Nachfolgerin der erstgenannten im Jahre 1812.

Ein neuer Begräbnisplatz wurde den Juden 1713 südöstlich der Sternschanze zugewiesen; es ist der noch heute vorhandene Friedhof Ecke Rentzelstraße und Verbindungsbahn. Am 8. September 1806, am 6. September 1816, am 8. März 1832 sowie 1838 wurde dieser Platz vergrößert und mit einem architektonisch ansehnlichen Gebäude versehen. Hier befindet sich auch das herrliche Marmor monument, das am 29. Oktober 1865 zu Ehren von Dr. Gabriel Rießer, dem Vorkämpfer für die Emanzipation der Israeliten, geboren am 2. April 1806, gestorben am 22. April 1863, enthüllt wurde. Auf Grund der Begräbnisordnung des Senats vom 27. September 1882 wurden die Begräbnisplätze der deutsch-israelitischen und der portugiesisch-jüdischen Gemeinde für Beerdigungen im gemeinsamen Grabe am 31. März 1884, für Genossenschaftsgräber am 31. März 1889 und für Familiengräber am 31. März 1899 geschlossen. 1909 wurde der Begräbnisplatz endgültig geschlossen. Der Philanthrop Gustav Tuch, der am 2. Februar 1909 starb, war der letzte, der dort beigesetzt wurde. So entstand auch für diese Gemeinden die Notwendigkeit, sich nach einem anderen Begräbnisplatz umzusehen. 1882/83 wurde daher südlich vom Zentralfriedhof in Ohlsdorf, von diesem durch einen 1883 gepflasterten Weg getrennt, ein neuer Friedhof angelegt, der am 1. Oktober 1883 in Benutzung genommen wurde. Die Einrichtungsarbeiten waren 1884 vollendet, ein großer Kapellenbau nach dem Entwürfe des Architekten A. Pieper errichtet und am 4. September 1884 eingeweiht.

Eine Erinnerung aus der Franzosenzeit bildet der jüdische Begräbnisplatz am Neuen Steinweg, der inmitten eines eng bebauten Häuserviertels noch heute besteht, aber nur ganz wenigen Leuten bekannt ist (siehe Bild Seite 56). Durch den Torweg Neuer Steinweg 74 gelangt man auf einen Hof, auf dem sich, von einer drei Meter hohen Holzplanke umrahmt, die Begräbnisstätte der Juden befindet, die 1813/14 hier beigesetzt werden mußten, weil der in Altona belegene Begräbnisplatz von den Franzosen besetzt war. Unter den 55 Juden, die hier auf dem Hofe hinter der „Hamburger Schul“, wie es damals hieß, ihre Grabstelle erhielten, befindet sich auch der Gelehrte R. Lase, der als Rabinatsverweser der „Altonaer Schul“ die schreckliche und demütigende Zeit in Hamburg mitmachte und 1814 starb. Von den

Grabsteinen sind noch 17 erhalten; aber auch sie sind bereits stark verwittert oder halb versunken. Die ganze Anlage macht auf den Besucher einen tiefen Eindruck. Auch diese Stätte, umrollt vom Straßenlärm, eingefabt von hohen Mietshäusern, wirkt mit der ganzen starken Gläubigkeit auf eine endliche Wiedererweckung.

Wer diese historische Stätte aus der Franzosenzeit besuchen will, muß sich in dem Kellergeschäft links von dem Torweg den Schlüssel zum Hofplatz aushändigen lassen.



Grabstein des Gemeindevorstehers
R. Berman Seligmann.
(1728, Altona, Königstraße)



Grabstein der Mate Mehreich,
Großmutter der Glückel von Hameln, die durch
ihre Memoiren bekanntgeworden ist.
(1656, Altona, Königstraße.)

Das Denkmal der Vertriebenen von 1813.

Das Vae victis des Brennus, das unedle Wort eines mächtigen Siegers, hat bei manchen Kriegen als letzte blutrote Fackel geleuchtet. Auch während des jetzt zu Ende gegangenen Krieges wurde es oft genug von den Kriegführenden drohend gesprochen. Aber kein Deutscher hat geglaubt, daß es so bis in die letzten Schärpen ausgeprägt werden könnte, wie es jetzt die „siegreichen“ Franzosen tun. Die Deutschen, immer noch Wolkenschiffer und Lüfteseidler, hatten gemeint, daß Friede gleichbedeutend sei mit Versöhnung, aber sie sahen sich am Verhandlungstisch einem Ring von Leuten gegenüber, die über den Krieg hinaus Feinde sein wollten. Dabei hätten die Deutschen aber nur in der Ge- schichte nachblättern brauchen, um zu erkennen, daß, wo immer Frank- reich siegreich war, es auch der grausame Ausnutzer aller Möglichkeiten eines Sieges war. Wie haben sie die Welt zu empören verstanden, als die Deutschen aus französischen Dörfern und Städten die Bevölkerung ausweisen mußten, da Kriegshandlungen es verlangten!



Gedenkstein für die vertriebenen Hamburger an der Jungiusstraße.

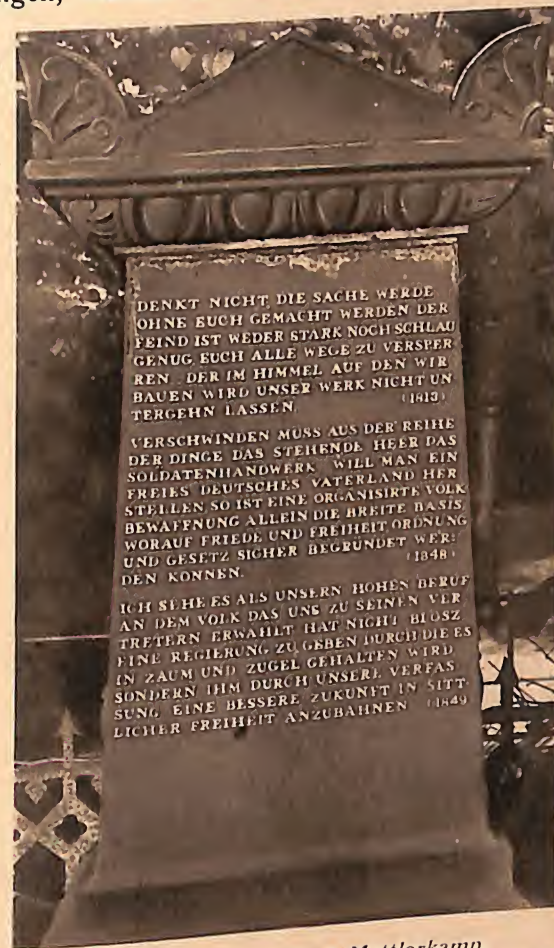


*Eduard Julius Jungmann,
Major der Schleswig-Holsteinischen Artillerie, * 3. April 1815, † 25. März 1862. (St. Jakobi.)*

Hamburg im Jahre 1813. Die Franzosen haben die Stadt besetzt; die Kirchen sind zu Pferdeställen umgewandelt, ganze Stadtteile wurden niedergelegt, die Friedhöfe vor dem Dammtor zerstört, die Kapellen zu Batterien ausgebaut. Der Marschall Davout herrscht unumschränkt. Die reiche Handelsstadt hat er arm gemacht durch immer neue Kontributionen. Was bleibt ihm noch zu tun, um das Elend der Stadt zu mehren? Kurz vor Weihnachten 1813 läßt er durch den Gouverneur Hogen-dorp verkünden, daß alle Hamburger, die sich nicht auf sechs Monate verproviantieren können, innerhalb 48 Stunden die Stadt zu verlassen haben. Eine unmenschliche Forderung, da er nicht einmal seine Armee selbst auf diesen Zeitraum verproviantieren konnte und an allem in der Stadt bitterste Not herrschte. Vae victis! Die Hamburger fühlten jetzt mehr als je zuvor, was es heißt, einem nicht nur unerbittlichen,

sondern auch unritterlichen Sieger ausgeliefert zu sein. Über 4000 Menschen verließen bis zum 21. Dezember freiwillig die Stadt und suchten bei Freunden und Verwandten in der näheren und weiteren Umgebung Hamburgs Unterkunft. Die anderen, die sich nicht verproviantieren konnten, harrten bis auf die letzte Minute in der Stadt aus, immer noch hoffend, daß der unmenschliche Befehl Davouts nicht ausgeführt werden würde. Es war ein bitter kalter Winter, fußhoch lag der Schnee, echtes Weihnachtswetter, und das „Friede auf Erden“ sang engelsgleise durch die Welt.

Aber der französische Marschall kannte kein Erbarmen. In der Nacht zum Weihnachtsfest rasselten die Trommeln durch die Straßen. Alle, die sich nicht hatten verproviantieren können, mußten heraus aus den Wohnungen, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Sieche und



*Obristleutnant D. C. Mettlerkamp,
Heerführer in den Befreiungskriegen 1813-15. * 8. Juni 1774, † 25. Juli 1850. (St. Nikolai.)*

Gebrechliche. Schnell zusammengeraffte Habe auf dem Rücken, Frauen mit Säuglingen auf den Armen, alles zusammengetrieben wie eine Rotte Aussätziger, und hinein in die ungeheizte St.-Petri-Kirche.

Am andern Morgen. Klingende Kälte unter nordisch grauem Himmel, der erbarmungslos zu den Erbarmungslosigkeiten schweigt. Ein langer Zug weinender, flehender, bittender Menschen wälzt sich aus der Kirche, in der sie in der Nacht zum Himmel geschrien haben um Errettung aus tiefer Not. Durch die Straßen geht der Elendszug, vor der Gänsemarktwache erhalten die Säumigen fünfzig Stockhiebe, dann geht's zum Tor hinaus. 1630 Menschen erlagen den Anstrengungen und Peinigungen dieses Marterweges, die übrigen wurden von den mildtätigen Altonaern aufgenommen und gepflegt. 1138 dieser Opfer wurden auf einer Wiese in Ottensen beigesetzt.

Auf Veranlassung des Malers Siegfried Bendixen errichtete die Patriotische Gesellschaft am 28. Mai 1815 ein Denkmal, das die Ruhstätte dieser Opfer zieren sollte. Es wurde in der Form eines Sarkophages nach einer Zeichnung des Architekten Carl Ludwig Wimmel

von dem Steinmetzmeister Wittgreff angefertigt und unter großartiger Beteiligung der hamburgischen Bevölkerung und einer eindrucksvollen Gedenkrede des Domherrn Friedrich Johann Lorenz Meyer enthüllt. Nachdem 1841 der Pachtvertrag abgelaufen und ein Ankauf der historischen Stätte nicht zu erzielen war, wurden die Gebeine ausgegraben und nach 27 Jahren im heimatischen Boden beigesetzt. Die St.-Nikolai-Kirche gab ein Stück ihres Platzes hinter dem Katharinenkirchhof dafür her. Ob der Gedenkstein nach Auflassung der Friedhöfe vor dem Dammtor dort bleiben



Major to der Horst,
Führer in den Befreiungskriegen 1813-15.
* 28. Februar 1769 in Hamburg, † 17. April 1838 in Hamburg.
(St. Nikolai.)

wird, ist fraglich. Wer nun aber jetzt noch seine Schritte durch die Jungiusstraße an dem Stein vorbei lenkt, möge daran denken, daß wie in diesem „Frieden“ auch damals die Franzosen rachsüchtige Sieger waren, als unsere Vaterstadt ihnen wehrlos überliefert war.

Der Gedenkstein trägt auf der Vorderseite unter zwei verschlungenen Palmenzweigen die Inschrift:

Friede den Entschlafenen!
An dieser Stätte ruhen die Gebeine von elfhundertachtund-dreißig Hamburgern, die mit vielen Tausenden ihrer Mitbürger von dem französischen Marschall Davout im härtesten Winter 1813-14 aus dem belagerten Hamburg vertrieben, mit menschenfreundlicher Milde in Altona aufgenommen, von dessen edlen Einwohnern, sowie von ihren früher ausgewanderten Landsleuten in ihrem Elende unterstützt und gepflegt, demungeachtet aber Opfer ihres Kummers und ansteckender Seuchen wurden.

Im Jahre 1841 ist dieses Monument mit den Gebeinen von Ottensen hierher versetzt worden. — Die Rückseite trägt die Widmung: Diesen Denkstein errichteten Hamburgs trauernde Bürger ihren entschlafenen Mitbürgern im Jahre 1815.

Zum Tage der Jahrhundertfeier im März 1913 ist der Gedenkstein wieder würdig hergestellt und mit einer Einfriedigung versehen worden.

*

Ein Friedhof aus der Franzosenzeit existiert noch heute in einer von der Stückenstraße in Barmbeck gebildeten Ecke in den Anlagen am Pfennigbusch, der Staatskrankenanstalt Friedrichsberg gegenüber. Der Anfang des 19. Jahrhunderts errichtete Friedhof bildet gleichfalls eine Erinnerung an Hamburgs schwerste Zeit unter französischem Joch. In späteren Jahren ist dieser Platz in eine von hohen Bäumen beschattete Anlage umgewandelt worden, die aber den ernsten Charakter einer Begräbnisstätte durch einen dort befindlichen, mit Inschriften versehenen Leichenstein beibehalten hat.



Obristleutnant und Höchstkommandierender
der Hamburger Garnison A. W. L. Delius.
* zu Lüneburg 25. März 1773, † in Hamburg 3. März 1820.

Die Inschrift auf der Vorderseite des Steines besagt:
Begräbnisplatz der Einwohner Barmbecks und der vertriebenen
Hamburger während der Belagerung Hamburgs im Jahre 1814.

Auf der Rückseite steht geschrieben:
Errichtet von Barmbecks Einwohnern im Jahre 1817.

Von den 350 Opfern, die dort zur ewigen Ruhe bestattet worden
sind, gehörten die meisten zu den unglücklichen Opfern der in der
fürchterlichen Kälte Weihnachten 1813 Ausgewiesenen durch den
Marschall Davout.



*Johann Joachim Hanfft,
eifriger Förderer der Freiheitsbewegung in Hamburg.
* 2. August 1780, † 6. September 1827.
(Maria Magdalenen.)*

Beerdigungssitten im alten Hamburg.

Wie alles andere, so hatte auch der letzte Weg, den der Mensch — schon nicht mehr aus eigener Kraft — auf Erden machte, das Aufsuchen der letzten Wohnung seine eigenen Feierlichkeiten in Hamburg, auf deren strenge Innehaltung man um so mehr hielt, als sie sich tagtäglich vor der gesamten Gemeinde vollzogen, denn bis in das Ende des 18. Jahrhunderts, ja bis in den Beginn des 19. hinein lag die Kirche und um sie herum „de Karkhow“ noch „mitten im Dorf“, und was um sie herum vorging, war Gemeingut der Bürger des Kirchspiels. Wie selten sehen wir heute noch einen Leichenzug aus der inneren Stadt herauskommen! Seitdem wir den Ohlsdorfer Friedhof haben, seitdem die alten Friedhöfe einer nach dem andern geschlossen sind und namentlich seit es Sitte geworden ist, die Leichen vor der feierlichen Beisetzung nach den Kapellen oder dem Krematorium hinauszuschaffen, lenkt solch ein stiller Zug immer seltener den Blick des Straßenwanderers von dem Treiben und Hasten der Gegenwart ab, und immer seltener werden die Augenblicke, in denen das Memento mori uns mitten im Leben durchschauert. Immer seltener werden auch die Fälle, da die „Glocken dumpf zusammenhallen“ und verkünden, daß der Zeiger eines Lebens, das mit Gütern reich gesegnet war, den Lauf vollbracht hat. Der Glockenklang hat für uns Heutigen keinen Sinn mehr; wir haben ihn ja nicht gekannt, den man zur Ruhe läutet, und wie selten läuten die Glocken in unseren Tagen einem Toten zu Ehren über die Stadt.

Wie anders in früheren Zeiten! Da wußte jeder, daß der eherner Mund des Turmes, der ihn so oft „zur Kirchen oder zur Leichen“ gerufen hatte, ihn mit seinen Klagetönen auf dem letzten Weg begleiten würde. Noch einmal würde es von dem Turm, in dessen Schatten und Schirm er so lange gewohnt und gewandert, klingen und singen in alter Weise . . .

In katholischer Zeit war wie das ganze Leben so auch der Tod auf das allerstrengste mit der Kirche verbunden. Schon im frühen Mittelalter hatten sich Begräbnis-Brüderschaften gebildet, die in den Kirchen Altäre, Kapellen und sonstige Plätze erwarben, in denen die Mitglieder der Brüderschaft beigesezt wurden. Innungen und Gilden, Handwerksgenossenschaften der verschiedensten Art, oft Angehörige ganz verschiedener Berufe schlossen sich zusammen, um wie für das kirchliche Leben während des Daseins auf Erden, so auch für das Seelenheil während des langen Todesschlafes zu sorgen, um den Entschlafenen den Eintritt in „die unendliche Herrlichkeit des Himmels“ zu

erleichtern. Eigene Priester wurden an den verschiedenen Altären gehalten, um die Seelenmessen für die Abgeschiedenen zu lesen, und sogar für die Elenden, die Pestkranken, die Armen entstanden Bruderschaften, die den edlen Zweck verfolgten, für ein ehrliches Begräbnis und die



Erwin Speckter,
Kunstmaler und Radierer, * 18. Juli 1806 in Hamburg, † 23. November 1835. (St. Petri.)

kirchlichen Segnungen Sorge zu tragen. So entstand z. B. nach Ausbruch des Schwarzen Todes der „wüste Kirchhof“ auf der Stelle, wo bis zum großen Brand die St.-Gertruden-Kapelle stand, und eine Elenden-Bruderschaft stellte sich die Aufgabe, für die Beerdigung der Pestleichen, die wegen der Ansteckungsgefahr nicht in den Parochialkirchen beigesetzt werden konnten, zu sorgen.

In der ersten Zeit nach der Reformation wurde an den Beerdigungssitten wenig geändert, wie man z. B. auch noch die alten Chorröcke der Priester lange Zeit beibehielt. Insbesondere die Innungen hielten an den alten Gebräuchen getreulich fest, und so gestalteten sich die Beerdigungen



Julius Oldach,
hervorragender Maler, der, am 17. Februar 1804 in Hamburg geboren, auf der Reise nach Italien in München am 19. Februar 1830 starb. (St. Johanns.)

immer noch zu Ereignissen, die das ganze Kirchspiel angingen. Zweifellos stammte die Sitte, daß die ganze Geistlichkeit dem Sarge folgte, aus katholischer Zeit; nur einiges, wie das Vorantragen des Kreuzes, das wir noch heute in katholischen Ländern sehen, scheint bald verschwunden zu sein. Wenigstens berichten die Chronisten aus dem 17. Jahrhundert nichts mehr darüber. Auch die Sitte des früheren Mittelalters, den Leich-

nam nicht in einen Sarg zu legen, sondern nur in ein schwarzes Tuch zu kleiden und so in die Gruft in der Kirche oder in den dort errichteten steinernen Sarg zu legen, scheint in der protestantischen Zeit und bei der mit Zunahme der Bevölkerung eintretenden Überfüllung der Kirche mit Gräbern bald abgekomen zu sein.



Heinrich Marr,
bedeutender Schauspieler des Thalia-Theaters, * 30. August 1797,
† 19. September 1871. (St. Petri.)

Im 17. Jahrhundert wurden, mit wenigen Ausnahmen, die Leichen nur am Tage beerdigt, im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden die Bestattungen am Abend immer häufiger und schließlich ganz allgemein. Schon früher hatte man versucht sie einzuführen, aber 1664 wurden sie gesetzlich verboten, weil, wie der alte Klefeker meint, dadurch den Kirchen das ihrige entzogen wurde, tatsächlich aber wohl, weil der Luxus bei ihnen zu groß wurde. Der Pomp bei den Abendeichen wurde indes im 18. Jahrhundert noch schlimmer. Aus den Verboten ersehen wir, daß

Der Sinn für den Ernst der Bestattungen stumpfte mit der Häufigkeit der Pflicht, an ihnen teilzunehmen, ab. Wir wissen von Klagen der Prediger, daß sie dreimal an einem Tage, und zwar nicht etwa in Epidemiezeiten, hinter einer Leiche „herlaufen“ mußten. — Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es jener lebensfreudigeren Zeit nicht anstehen wollte, den Todesfall mit derartig düsteren Farben zu umgeben, wie es heute Sitte ist. Nicht umsonst heißt es Leichenfeier, nicht umsonst sprach man von einem sehr üppigen Leichenschmaus.

In Hamburg haben sich im Laufe der Jahrhunderte die Bestattungsfeiern sehr verschieden gestaltet.

71

der Tote besonders kostbar — meist in dicken Seidentaft — gekleidet und der aus fleckenlosem Eichenholz hergestellte Sarg mit prunkenden, oft versilberten Zieraten versehen wurde. Viele Kutschen folgten dem Leichenwagen, so daß man 1746 ihre Zahl auf vier beschränkte, und so viele Leuchten, die besonders verziert waren, wurden ihm vorangetragen, so daß uns die Bestimmung, in Zukunft die Zahl von 24 nicht zu überschreiten, immer noch ziemlich weitherzig erscheint. Wer sich nun mehrerer Leuchten bedienen wollte, mußte die Erlaubnis hierzu „mit Gelde wedden“. Die Kostümierung der Reitendiener und der Leichenbitter wurde vorgeschrieben und dem Marstallkutscher, der den gewöhnlichen Leichenwagen oder den „Jungfernwagen“ fuhr, nur ein mäßiger Schragen auferlegt. „Mithin,“ so schließt Klefeker seine Betrachtungen über diese Anordnungen eines hohen Rates, „hänget es von der Willkür eines jeden ab, ob er mit der gesetzlichen Freiheit sich begnügen oder sich selbst strafen wollte.“



J. Nicolaus Schaller,
Harfenist, von dem Hector Berlioz am 22. März 1843 an Heine berichtete, daß er einen Künstler gleichen Schlages noch in keiner Stadt angetroffen habe. (St. Nikolai.)

War jemand im alten Hamburg gestorben, so wurde der Sorge-mann oder Trauermann, der nächste Angehörige des Heimgegangenen, die wichtigste Persönlichkeit. Namentlich bei hochgestellten Persönlichkeiten war es eine Ehre, um die man sich stritt, Sorgemann zu sein, und umgekehrt, war es für den Verschiedenen eine besondere Auszeichnung, wenn ein angesehenere Mann die Stelle des Trauermannes zu übernehmen sich bereit erklärte. Die Vorbereitungen der Beisetzung



Cherie Maurice,
hamburgischer Theaterleiter von Weltruf, geb. 29. Mai 1805, gest.
27. Januar 1896. Neben ihm ruht Heinrich Triebler, seinerzeit
berühmtester Lokalkomiker, geb. 26 Juni 1830, starb nach jahrelanger
Blindheit 24. Januar 1875. (St. Petri.)

friesland standen sogar sechzehn Monate in ihrem Hause am Jungfernstieg über der Erde, bis die von der Heimgegangenen testamentarisch bestimmten 3000 Mark banko der Kirche ausbezahlt waren. Woher kam das? Zunächst mußten, um ein standesgemäßes Geleit zu erzielen, Einladungen zum Leichenbegängnis ergehen. Das geschah einmal durch die „Reitendiener“, die Garde des Senats, die die „Herren und Graduierten“ luden. Trug der reitende Diener einen langen Mantel, so war einer vom Herrenstande gestorben, es gab „eene grote Liek“; kam er in kurzem Mantel, so waren „sonst fürnehme Leut“ gestorben. Die Bürger wurden durch einen Leichenbitter oder eine Leichenbitterin gebeten. An der Börse wurde ein Leichenzettel an-

waren nicht so einfach wie heute, wo die Versendung der Todesanzeigen durch die Post und die Anzeigen in den Tageszeitungen innerhalb 24 Stunden aller Welt kundtun, daß jemand von uns geschieden ist und dann und dann seinen letzten Gang antreten wird. Oft verlangten sie so viel Zeit, daß die Leichen acht, zehn, zwölf, ja sogar achtzehn Tage „über der Erde standen“, wobei angeblich auch die Furcht vor dem Scheintod ausschlaggebend gewesen sein soll. Der Stadtkommandant, Generalleutnant von Dallwig, der am 7. Januar 1696 gestorben war, mußte sogar einbalsamiert werden und konnte erst am 12. Februar beerdigt werden. Die irdischen Überreste der Prinzessin Juliane von Ost-

geschlagen, der mit großer kalligraphischer Kunst geschrieben und mit Zeichnungen verziert ward. Ein solcher Leichenzettel lautete z. B.:

„Frau Anna Catharina Lochauen gebörne Schaffshausen Ersuchet die hochlöbliche Bürgerschaft und einen jeden besonders Ihr den geneigten Gefallen zu erweisen und ihres in Gott ruhenden Ehe-Herrn Herrn Henning Lochau I. U. L. und Raht-Manns entseelten Körper am Montag Nachmittag als den 30. Martii dieses 1722 Jahrs aus ihrem in dem Alten Wandrahm belegenen Hause nach seiner Ruhe-Stätte in der Kirchen zu St. Catharinen zu begleiten. Solche Ehre und Gewogenheit ist sie (Gott gebe in fröhlichen Fällen) gegen einen jeden zu erwidern erbötig.“

Als Einladungen galten auch die Memorien, die von den Professoren des Gymnasiums verfaßt und auf einem Blatte in Groß-Folio gedruckt wurden. Der wackere Fabricius hat uns in seinem Memoriae Hamburgenses ganze Bände solcher Lobschriften und Gedichte hinterlassen, die trotz aller löblichen Übertreibungen wertvollen lebensgeschichtlichen Stoff enthalten. Diese Memorien ersetzten gewissermaßen die Leichenreden, die im 17. und 18. Jahrhundert in Hamburg überhaupt nicht üblich waren.

Aber auch damit war es noch nicht getan! War glücklich festgestellt, daß der Tote eines ehrlichen Begräbnisses würdig, also z. B. kein Selbstmörder oder vielleicht auch nur am Schlagfluß ohne die Segnungen der Kirche dahingegangen war, so mußte nachgespürt werden, ob er auch keine ketzerischen Grundsätze gehegt hatte, calvinischen Bekenntnisses gewesen war oder einen nach Ansicht der zensurierenden Prediger unsittlichen Lebenswandel geführt hatte. Traf das



Clara Horn,
hochbegabte Schauspielerin, die in den Jahren 1875–1884 am Thalia-
Theater wirkte, * 6. November 1852, † 3. Juli 1884. (St. Jacobi.)

eine oder das andere zu, so wurde der Tote nur mit unvollkommenen Feierlichkeiten, wie die arme Ophelia, beerdigt oder das Volk störte sogar das Begräbnis. So berichtet eine alte Chronik, daß 1599 bei einer calvinischen Leiche die Jungen „Na'r Hölle“ geschrien hätten und sich hinfort die Ratsherren entschlossen hätten, die calvinischen Leichen zu begleiten, um dem Volke mehr Achtung beizubringen. In Zeiten heftiger kirchlicher Fehden wurde aber nicht nur über den Toten ein Scherbengericht abgehalten, sondern auch über die, so zur Leichenfolge erschienen.



Leonhard Wächter, genannt Veit Weber,
* zu Uelzen am 25. November 1762, † 11. Februar 1837,
(St. Petrikirchhof.)

In Anerkennung der Verdienste als hamburgischer Geschichtsschreiber ließ der Verein für Hamburgische Geschichte an seinem 100. Geburtstage den Gedenkstein errichten, auf dessen Rückseite zu lesen steht: „Dem edlen deutschen Manne Leonhard Wächter, genannt Veit Weber.“

Die Versammlung des Gefolges im Trauerhause erfolgte sehr langsam; ehe nicht die Ratsherren, die Graduierten und die Geistlichen versammelt waren, konnte man nicht aufbrechen. Der Sarg wurde von Reitendienern getragen, später im Himmelwagen gefahren. Mit dem Sorgemann gingen oder fuhren die Nächststehenden und der Beichtvater; sie trugen lange Mäntel, „die aber nicht länger als auf die Schuhe hinabgehen und nicht auf der Straße nachschleppen durften“. Dann folgten die „für Freund gehen“ und endlich alle übrigen dann dem Range nach in der großen Folge. Eifersüchtig

„Bey einem Leichenbegängnis Nachmittags (am 29. Mai 1693) wurde Herr Horb auf dem St. Catharinen-Kirchhof von Bauernknechten aus dem Jacobikirchspielaugerannt und mit dem Pöbel umzingelt, begehrten ihn aus der Kutsche. Er aber ist durch Beyhilfe echappirt; wie er an die Börse gekommen, haben ihn die Krahnträger attackieren und ins Wasser werfen wollen, welches aber die Kaufleute, für die die Kerls arbeiten, verwehret.“

wurde auf die Innehaltung der Reihenfolge geachtet; 1609 wurde bestimmt, daß nach den Hauptpastoren die Ratsherren eingeschoben wurden, während bis dahin die Geistlichen ungetrennt unmittelbar nach den Bürgermeistern gingen. Frauen folgten nicht*, waren aber im Trauerhause tätig. Auch das war genau geordnet, welche Schüler dem Toten „zusingen“ sollten, ob die Johannisschüler oder die Katharinen- oder Michaeliskirchenschüler. Die Domschulmeister gingen im Gefolge „im Priesterhabit mit Wolkenkragen“, doch mußten sie „zum Unterschied von den Predigern ein weißes Stöcklein in der Hand tragen“. Selbst wie gesungen wurde, bestimmte das Zeremoniell: „Zuo Hamburg wenn jemandt stirbt,“ erzählt der Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer in seinem Reisetagebuch von 1598, „so gehen die scholares mit, ist die Person schlecht (schlicht), singen sie deutsch, ist sie stattlich, singen sie lateinisch.“ Armes deutsches Lied, wie vornehm war es damals, lateinisch zu Grabe gesungen zu werden!

Hoch vom Turm erklang die Glocke oder das Glockenspiel, während die Prozession sich nach der Kirche oder dem Kirchhof begab. Die Prediger wurden meist unter dem Hochaltar beigesetzt, vornehme und wohlhabende Leute in der Kirche oder an der Kirchenmauer, ärmere auf dem Kirchhof. Es gab dabei auch wohl gelegentlich eine feine Musik, aber Reden und Gebet waren weder im Trauerhause noch im Gotteshause üblich.

Sehr löblich war das Betragen der Hamburger in den Kirchen nicht immer; während die „Kuhlengräber“ sich öfters beklagten, daß ihnen infolge der Abendleichen der Verdienst verlorenginge,



Senator Karl Heinrich Julius Ludendorff,
* zu Köslin am 2. Juni 1783, † in Hamburg am 13. Februar 1846.
(St. Petri.)

* Rats- und Bürgerschuß vom 13. Februar 1613.



Schlick-Mausoleum,
bemerkenswert wegen des Baumwuchses auf dem Dach. (St. Petri.)

finden wir an anderen Stellen Klagen über das Verhalten des Gefolges bei diesen abendlichen Beisetzungen, bei denen die Kirche in ein mystisches Dunkel gehüllt war, während die Leuchter die Stelle, wo der Tote beigesetzt wurde, matt erhellten. Eine Senatsverordnung von 1749 verbot streng „das Tabakrauchen sowie das wüste Treiben während der abendlichen Leichenfeiern“.

Die Redensart, daß der Tod umsonst sei, hat in Hamburg nie Geltung gehabt; Leichenbegängnisse waren in alter Zeit noch viel teurer als jetzt nach dem Weltkriege, denn jeder Teilnehmer, der geladen war, erhielt für seine Folge eine Entschädigung. Die Vergütung bewegte sich von vier Schilling aufwärts, und wenn berichtet wird, daß sich z. B. bei dem Begängnis des Bürgermeisters Johann Schulte am 9. März 1697 außer Residenten, Rat, Oberalten, Ministerium und Graduierten 2000 Paare beteiligten, so kann man sich die Ausgaben vorstellen, die solch eine Leichenfeier schon durch die Einladungen kostete. Rechnet man dazu die Gebühren für die Leichenbitter, Lakaien, Reitendiener, die Ausstattung des Hauspersonals mit Trauerkleidung, die Bekleidung des Hauses vom Türdrücker bis zum Kücheneimer mit schwarzem Tuch oder schwarzer Farbe, die Bewirtung der Anverwandten, so kann man sich vorstellen, daß die Beerdigung der Frau Margareta Elisabetta Martens, geborene Lütkens, einer Kaufmannsfrau, im Jahre 1779 einen Aufwand von 2694,14 Kurantmark erforderte, eine bei dem damaligen Wertstand des Geldes ganz ungeheure Summe; selbst die Beisetzung einer Kramersfrau im Jahre 1789, die im Vergleich zu jener sehr, sehr einfach war, erforderte noch 754,15 Kurantmark.

finden wir an anderen Stellen Klagen über das Verhalten des Gefolges bei diesen abendlichen Beisetzungen, bei denen die Kirche in ein mystisches Dunkel gehüllt war, während die Leuchter die Stelle, wo der Tote beigesetzt wurde, matt erhellten. Eine Senatsverordnung von 1749 verbot streng „das Tabakrauchen sowie das wüste Treiben während der abendlichen Leichenfeiern“.

Die Redensart, daß der Tod umsonst sei, hat in Hamburg nie Geltung gehabt; Leichenbegängnisse waren in alter Zeit noch viel teurer als jetzt nach dem Weltkriege, denn jeder Teilnehmer, der geladen war, erhielt

77

Der Books-Beutel*, wie man im alten Hamburg sagte, d. h. ein veralteter Brauch, den nicht der Rat, sondern zumeist das schöne Geschlecht bestimmte, blieb bei Kleidertrachten, Gastereien, Hochzeiten, Wochen- und Leichenbegängnissen entscheidend. Er hatte gewaltig viel zu seufzen, wenn z. B. ein Witwer das Trauerhaus verließ, solange seine Selige noch „über der Erde stand“, und sich in die Kirche begab, anstatt wie andere Männer ihre Frauen sechs bis acht Wochen lang still zu Hause zu betrauern, oder wenn der „Trauer-Marzipan“ oder die „Zuckertoppen“, die am Tage nach der Beerdigung der Folge als Erkenntlichkeit zierlich in Servietten gehüllt gesandt wurden, nicht besonders schön mit Wachsb Blumen verziert waren. Diese Beigaben wurden in Hamburg so vorzüglich hergestellt, daß der ganze holsteinische Adel sie hier bei den Zuckerbäckern bestellte.

Wenn eine Jungfrau starb, so mußte sie einen grünen Kranz haben, „der in sonderlichen Figuren von Rosmarien, Laurierblättern und andern köstlichen grünen Zweigen groß und hoch bereitet wird, und manchmal viele Hunderte kostet, also, daß die Weddeherren solche Uppigkeit strafen müssen“. Dieser Kranz wurde oben auf dem Sarge nach dem Kopfe zu festgemacht

und mit ins Grab geworfen. „Wenn aber die Jungfer so alt geworden,“ berichtet Sperling in seiner Hamburgischen Chronik, „daß sie sich geschämt länger in Haaren zu gehen, und sich deswegen eine Mütze wie die Frauen zugelegt gehabt (welches man mit der Formel bezeichnet ‚sie hat aufgesetzt‘), dann bekam eine solche aufgesetzte Jungfer keinen Kranz, wenn sie stirbt, welches wahrzunehmen ist an den Closter- und Convents-Jungfern oder Süstern, welche insgemein alle aufgesetzt haben und deswegen keinen Kranz bekommen“.



Familie Lütkens.
(St.-Petri-Kirchengewölbe.)

* Eigentlich: Gesangbuchstasche.



Schlick-Mausoleum,
bemerkenswert wegen des Baumwuchses auf dem Dach. (St. Petri.)

finden wir an anderen Stellen Klagen über das Verhalten des Gefolges bei diesen abendlichen Beisetzungen, bei denen die Kirche in ein mystisches Dunkel gehüllt war, während die Leuchter die Stelle, wo der Tote beigesetzt wurde, matt erhellten. Eine Senatsverordnung von 1749 verbot streng „das Tabakrauchen sowie das wüste Treiben während der abendlichen Leichenfeiern“.

Die Redensart, daß der Tod umsonst sei, hat in Hamburg nie Geltung gehabt; Leichenbegängnisse waren in alter Zeit noch viel teurer als jetzt nach dem Weltkriege, denn jeder Teilnehmer, der geladen war, erhielt für seine Folge eine Entschädigung. Die Vergütung bewegte sich von vier Schilling aufwärts, und wenn berichtet wird, daß sich z. B. bei dem Begängnis des Bürgermeisters Johann Schulte am 9. März 1697 außer Residenten, Rat, Oberalten, Ministerium und Graduierten 2000 Paare beteiligten, so kann man sich die Ausgaben vorstellen, die solch eine Leichenfeier schon durch die Einladungen kostete. Rechnet man dazu die Gebühren für die Leichenbitter, Lakaien, Reitendiener, die Ausstattung des Hauspersonals mit Trauerkleidung, die Bekleidung des Hauses vom Türdrücker bis zum Kücheneimer mit schwarzem Tuch oder schwarzer Farbe, die Bewirtung der Anverwandten, so kann man sich vorstellen, daß die Beerdigung der Frau Margareta Elisabetta Martens, geborene Lütkens, einer Kaufmannsfrau, im Jahre 1779 einen Aufwand von 2694,14 Kurantmark erforderte, eine bei dem damaligen Wertstand des Geldes ganz ungeheure Summe; selbst die Beisetzung einer Kramersfrau im Jahre 1789, die im Vergleich zu jener sehr, sehr einfach war, erforderte noch 754,15 Kurantmark.

finden wir an anderen Stellen Klagen über das Verhalten des Gefolges bei diesen abendlichen Beisetzungen, bei denen die Kirche in ein mystisches Dunkel gehüllt war, während die Leuchter die Stelle, wo der Tote beigesetzt wurde, matt erhellten. Eine Senatsverordnung von 1749 verbot streng „das Tabakrauchen sowie das wüste Treiben während der abendlichen Leichenfeiern“.

Die Redensart, daß der Tod umsonst sei, hat in Hamburg nie Geltung gehabt; Leichenbegängnisse waren in alter Zeit noch viel teurer als jetzt nach dem Weltkriege, denn jeder Teilnehmer, der geladen war, erhielt

77

Der Books-Beutel*, wie man im alten Hamburg sagte, d. h. ein veralteter Brauch, den nicht der Rat, sondern zumeist das schöne Geschlecht bestimmte, blieb bei Kleidertrachten, Gastereien, Hochzeiten, Wochen- und Leichenbegängnissen entscheidend. Er hatte gewaltig viel zu seufzen, wenn z. B. ein Witwer das Trauerhaus verließ, solange seine Selige noch „über der Erde stand“, und sich in die Kirche begab, anstatt wie andere Männer ihre Frauen sechs bis acht Wochen lang still zu Hause zu betrauern, oder wenn der „Trauer-Marzipan“ oder die „Zuckertoppen“, die am Tage nach der Beerdigung der Folge als Erkenntlichkeit zierlich in Servietten gehüllt gesandt wurden, nicht besonders schön mit Wachsblumen verziert waren. Diese Beigaben wurden in Hamburg so vorzüglich hergestellt, daß der ganze holsteinische Adel sie hier bei den Zuckerbäckern bestellte.

Wenn eine Jungfrau starb, so mußte sie einen grünen Kranz haben, „der in sonderlichen Figuren von Rosmarien, Laurierblättern und andern köstlichen grünen Zweigen groß und hoch bereitet wird, und manchmal viele Hunderte kostet, also, daß die Weddeherren solche Üppigkeit strafen müssen“. Dieser Kranz wurde oben auf dem Sarge nach dem Kopfe zu festgemacht und mit ins Grab geworfen. „Wenn aber die Jungfer so alt geworden,“ berichtet Sperling in seiner Hamburgischen Chronik, „daß sie sich geschämet länger in Haaren zu gehen, und sich deswegen eine Mütze wie die Frauen zugelegt gehabt (welches man mit der Formel bezeichnet ‚sie hat aufgesetzt‘), dann bekommt eine solche aufgesetzte Jungfer keinen Kranz, wenn sie stirbt, welches wahrzunehmen ist an den Closter- und Convents-Jungfern oder Süstern, welche insgemein alle aufgesetzt haben und deswegen keinen Kranz bekommen“.



Familie Lütkens.
(St.-Petri-Kirchengewölbe.)

* Eigentlich: Gesangbuchtasche.

Wie sich die Beerdigungssitten gewandelt haben, mag eine Schilderung der Bestattung des in einem Gewölbe des St.-Nikolai-Begräbnisplatzes ruhenden hamburgischen Oberspritzenmeisters Johann

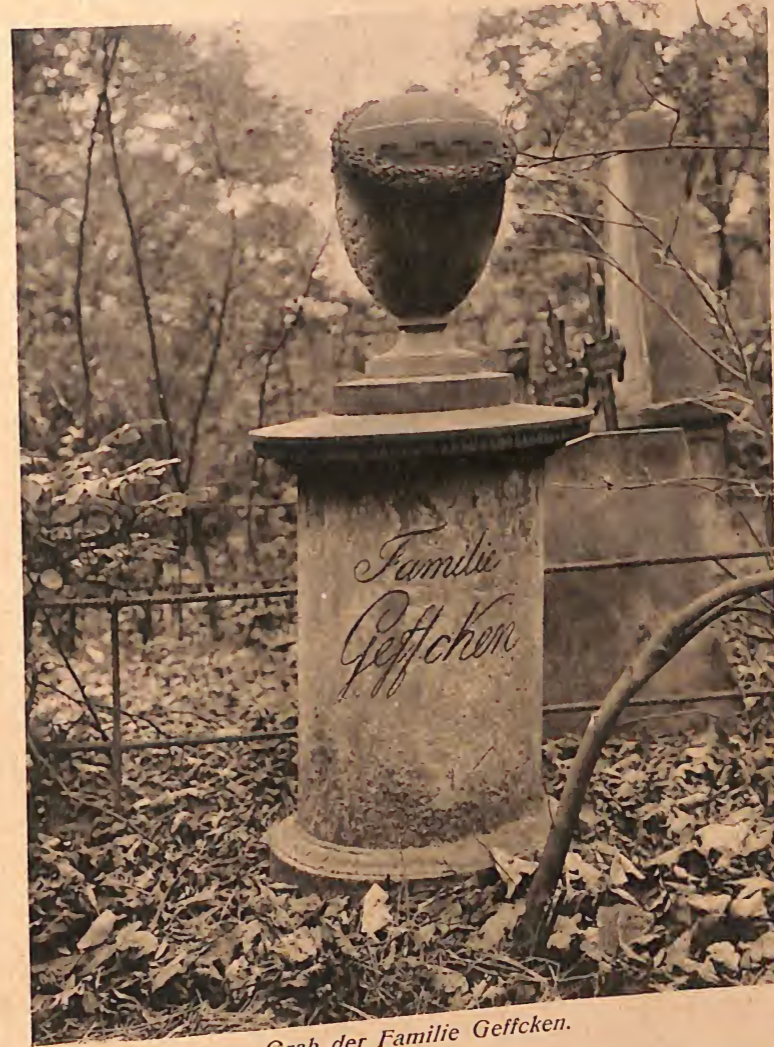


Grabsäule der Familie Hudtwalcker.

Auf diesem Begräbnisplatz liegen 15 Mitglieder der Familie Hudtwalcker und der Schwiegersohn J. L. von Hess, bekannter Schriftsteller.

Georg Repsold, der als unentwegter Führer seiner Weißkittelmannschaft in Erfüllung seines Berufes bei einem Feuer an den Ersten Vorsetzen durch Herunterstürzen eines Giebels erschlagen wurde, zeigen. Johann Georg Repsold, der am 23. September 1771 zu Bremen als Sohn eines Predigers geboren wurde, hat sich neben seinem Amte hervorragend

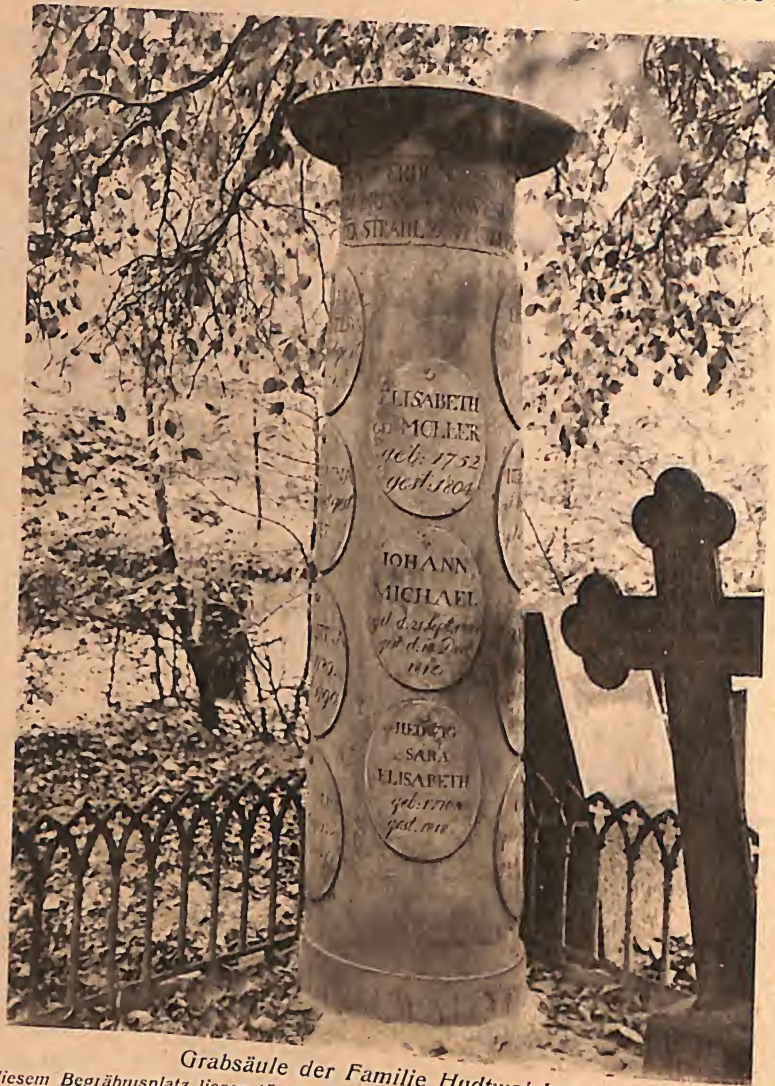
in der Anfertigung von astronomischen Apparaten betätigt und hat zugleich auf dem Stintfang ein Observatorium errichtet, das später vom hamburgischen Staat übernommen wurde, so daß er der eigentliche Begründer unserer heutigen bedeutenden Sternwarte ist. Noch heute existiert in Hamburg eine Fabrik astronomischer Instrumente von A. Repsold Söhne.



Grab der Familie Geffcken.

Seine Geschicklichkeit als Hersteller wissenschaftlicher Apparate war weltberühmt und wurde in Paris, London und Kopenhagen gleich hoch geschätzt. Es nimmt daher nicht wunder, daß das Leichenbegräbnis eines solchen Mannes von der ganzen Bevölkerung mit lebhafter Anteilnahme verfolgt wurde.

Wie sich die Beerdigungssitten gewandelt haben, mag eine Schilderung der Bestattung des in einem Gewölbe des St.-Nikolai-Begräbnisplatzes ruhenden hamburgischen Oberspritzenmeisters Johann



Grabsäule der Familie Hudtwalcker.

Auf diesem Begräbnisplatz liegen 15 Mitglieder der Familie Hudtwalcker und der Schwiegersohn J. L. von Hess, bekannter Schriftsteller.

Georg Repsold, der als unentwegter Führer seiner Weißkittelmannschaft in Erfüllung seines Berufes bei einem Feuer an den Ersten Vorsetzen durch Herunterstürzen eines Giebels erschlagen wurde, zeigen. Johann Georg Repsold, der am 23. September 1771 zu Bremen als Sohn eines Predigers geboren wurde, hat sich neben seinem Amte hervorragend

in der Anfertigung von astronomischen Apparaten betätigt und hat zugleich auf dem Stintfang ein Observatorium errichtet, das später vom hamburgischen Staat übernommen wurde, so daß er der eigentliche Begründer unserer heutigen bedeutenden Sternwarte ist. Noch heute existiert in Hamburg eine Fabrik astronomischer Instrumente von A. Repsold Söhne.



Grab der Familie Geffcken.

Seine Geschicklichkeit als Hersteller wissenschaftlicher Apparate war weltberühmt und wurde in Paris, London und Kopenhagen gleich hoch geschätzt. Es nimmt daher nicht wunder, daß das Leichenbegräbnis eines solchen Mannes von der ganzen Bevölkerung mit lebhafter Anteilnahme verfolgt wurde.

Geben wir dem Chronisten* das Wort, der uns getreulich meldet, daß schon gegen Mittag jede Straße, durch die der Zug kam, mit zahlreichen Menschen angefüllt war.

„Nachdem um 2 Uhr die Leiche im Sterbehaus auf dem Herrengarten aufgenommen worden war, setzte sich der Trauerzug in folgender Ordnung in Bewegung. Voran schritten zwei Leute vom Spritzenwesen in roten Kostümen, es folgte dann der Wagen mit dem Spritzenmeister Bieber und seinem ihm adjungierten Sohn, an dritter Stelle kam der Wagen mit den beiden Feueroffizieren, dem sich ein Corps von 32 Menschenreitern in schwarzen Kostümen mit ihren Rettungswerkzeugen anschlossen. Es folgten dann die Mannschaften von den Spritzen Nr. 2—38, etwa 700 Mann, in ihren weißen Kitteln und weißen oder schwarzen blechernen Feuerhüten und mit schwarzen Flören um den linken Arm. Die Mannschaft von jeder Spritze wurde angeführt von ihren beiden Kommandeuren, die mit langen, mit Trauerflor behangenen Stäben ausgerüstet waren. Ein Kommandeur von jeder Spritze ging dem Leichenwagen zur Seite. Von der Brandwache folgten 24 Männer in roten Anzügen, mit Hörnern und Stäben, und dann kamen 16 junge Leute, die im Betriebe des Verstorbenen gearbeitet hatten. Nach einer Trauerkutsche folgte der mit zwei Pferden bespannte Leichenwagen. Auf dem schwarz ausgeschlagenen einfachen Sarge lag als Hindeutung auf eine wohlverdiente Bürgerkrone, auf einem weißseidenen Kissen mit vier silbernen Quästen ein Kranz von Eichenlaub, umschlungen von einem weißen mit roter Kante versehenem Bande, worauf mit goldenen Buchstaben die Worte standen „Dem Bürger-Verdienste“. Dieser Kranz war von Herrn Senator Dammert eigenhändig auf den Sarg gelegt worden. Ferner war der Sarg noch geschmückt mit dem Hute des Verstorbenen, den er beim Unglücksfalle getragen hatte, mit dem Seitengewehr mit Koppel und Portepée, außerdem war auf einem weißseidenen Kissen der Dannebrog-Orden befestigt, den er vom König von Dänemark in Anerkennung seiner Verdienste bei Vermessung des Landes zwischen Hamburg und Lübeck bekommen hatte. An jeder Seite des Sarges gingen acht von den Feuerwehrrkommandeuren, von denen vier mit der einen Hand den Sarg anfaßten und mit der andern den mit Flor behangenen Stab trugen. Die andern vier Kommandeure, die ebenfalls mit Stäben ausgerüstet waren, gingen jenen zur Seite. Dann folgten die „Reitenden Diener“ und etwa hundert Trauerkutschen. In der ersten saß Bürgermeister Bartels mit dem ältesten Sohne des Verstorbenen, in der zweiten Bürgermeister Sillem mit dem zweiten Sohne des Verstorbenen und in den übrigen Kutschen mehrere Senatoren und überhaupt die angesehensten Männer unserer Stadt, darunter der Etatsrat Schumacher und einige königliche dänische Offiziere. Als der Leichenwagen bei dem St.-Nicolai-Platz angekommen war, wurde der Sarg von den „Reitenden Dienern“ in die Kapelle getragen und von dort in Begleitung des gesamten Trauergefolges zur letzten Ruhestätte gebracht, wo er in einem ausgemauerten Gewölbe Aufnahme fand.“

Repsold war der Nachfolger seines Schwiegervaters, des Spritzenmeisters Scharf. In seinem Amte entwickelte er großen Eifer, und an der Spitze seiner Mannschaft scheute er keine Gefahr. Schon 1809 wurde er bei einem Feuer auf den Vorsetzen lebensgefährlich durch einen herabstürzenden Balken verletzt. Sein Andenken in Hamburg wird noch heute durch die nach ihm benannte Repsoldstraße und durch sein 1833 in den Wallanlagen am Millerntor errichtetes Denkmal wachgehalten.

* Hamburger Beobachter Nr. 4 vom 23. Januar 1830.

Der Reitendiener Glück und Ende.

Kein Wunder, daß bei solchen „Booksbüdeleien“, wie wir sie an anderer Stelle geschildert haben, selbst die ernste Prozession der Beisetzung oft zum Gegenstand des Spottes wurde, und das „lustige alte Hamburg“, das nur allzu gern zu gutmütiger Satire aufgelegt war, hat es daran denn auch nicht fehlen lassen. So galt es als besonders vornehm,



Wasserbaudirektor Johannes Dalmann,

* 4. März 1823, † 2. August 1872. — Die Inschrift besagt:

„Wohl ihm, er starb, eh' Alter ihn geschwächt, die Frucht erfreut ein künftiges Geschlecht.“
Dalmann hat sich besondere Verdienste dadurch erworben, daß er die Hamburger Hafenanlagen nicht nach dem Muster der Londoner Dockhäfen angelegt hat, sondern freie Hafenterrassen schuf.

wenn die Leiche ordentlich geschaukelt wurde. „Zu Trägern hatte man“, so berichtet Dr. Borchardt nach der alten Hamburger Zeitschrift „Der Patriot“, 1725, „sechzehn reitende Diener in ihrer spanischen Tracht und zwei nebenher schreitende Stützenträger bestellt und sie beauftragt, beim Tragen des Sarges einen hin und her schwankenden Gang anzunehmen, damit die Leiche möglichst weit von der einen Seite zur andern geschüttelt würde, was für vornehm galt und deshalb allgemein verlangt wurde*. Die eigenen Dienstmädchen, zu



Grab der Familien Sievert und Abendroth. (St. Catharinen.)

denen man gern, um der Sache mehr Ansehen zu geben, noch einige dazu mietete, gingen in Regentücher (Hoyken) gehüllt und mit den ihnen gespendeten leinenen Trauertüchern um den Hals, deren Größe die Wichtigkeit der Leiche anzeigte, hinter ihr her.“ Man berichtet, daß ein Dienstmädchen von diesem Pomp derartig ergriffen worden sei, daß sie ihr ganzes Leben darauf gespart habe, ebenso feierlich zu Grabe geleitet zu werden, und dies auch, da ihr Testament unanfechtbar war, erreicht habe.

* Ein sächsischer Gelehrter beschreibt den Gang der Reitendiener 1752 so, daß sie „mit Fleiß ganz schwunghaft gehen und einmal auf die rechte, dann wieder auf die linke Seite fallen; sie glauben, es mache mehr Staat und zeige gleichsam ihre Betrübniß an“. Manchmal machten sie dabei so große Schritte, daß die Bürgermeister und die übrige Begleitung nicht nachkommen konnten

Daß das „vornehme“ Schaukeln des Sarges bisweilen auch von bedenklichen Folgen begleitet sein konnte, zeigt die Geschichte von der Beisetzung „Seebohns von der Drehbohn“. Marschierten da die Reitendiener an einem heißen Sommertage in ihrem gewohnten schwankenden Gange mit ihrem Sarge zum Dammtor hinaus. Die Wache trat wie vorgeschrieben ins Gewehr. Da gab es plötzlich in dem Sarge einen lauten Knall, und, während noch die Wache unter Gewehr stand, setzten die Reitendiener mit schreckensbleichen Gesichtern die Bahre nieder. Der wachhabende Leutnant, dem die Sache



Ludwig Schröder,
genialer Schauspieler, ehemaliger Großmeister der Großen Loge in Hamburg.
* 3. November 1744, † 3. September 1816. (St. Petri.)

zu lange dauerte, veranlaßte die Leichenträger, den Sarg wieder aufzunehmen. Aber kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, so erfolgte ein zweiter Knall, und nun waren die Reitendiener durch keinerlei Mittel zu bewegen, den Sarg wieder aufzunehmen, ehe er nicht geöffnet sei. Man holte einen Tischler, und man fand die Leiche Seebohns ganz von — Bierschaum bedeckt. In dem Sarge aber befanden sich zwei große Braunbierflaschen, von denen sich die Korken mit lautem Knallen gelöst hatten. Und nun stellte sich folgendes heraus: Seebohn, der nach dem Grundsatz gelebt hatte: „Lustig gelebt und fröhlich gestorben, heißt dem Teufel die Hölle verdorben“, hatte seiner Frau unter der Androhung, daß er ihr sonst als Gespenst erscheinen würde,

auf die Seele gebunden, ihm im Falle seines Todes zwei Flaschen Doppelkümmel mit in den Sarg zu geben. Als der Fall eintrat, zog sie den Sargtischler mit ins Vertrauen, der aber hielt den Doppelkümmel für viel zu schade, um ihn einem Kuhlengräber „but'n Damm-dor“, der später einmal das Grab räumen würde, zu gönnen, und ersetzte ihn durch zwei Flaschen Braunbier. Daher die Explosion im Sarge!



Johann Georg Büsch,
seit 1756 Professor der Mathematik am Gymna-
sium, gründete 1768 die Handelsakademie.
* 3. Januar 1728 in Alt-Medingen,
† 5. August 1800 in Hamburg.

Die Reitendiener waren, obwohl sie dereinst eine sehr angesehene Bruderschaft gewesen waren, allmählich ein Gegenstand des Volkspottes geworden, insonderlich seitdem Louis Schöbel sie in seiner Parodie „Faust und Margarete“ 1862 auf die Bühne des Carl-Schultze-Theaters gebracht hatte. „Carl Schultze“, so berichtet Gaedertz*, „war ihm behilflich, den eigentlichen Hamburger Humor hineinzulegen und den von ihm selbst darzustellenden ‚Deubel‘ als ‚Reitendiener‘ mit zündenden Couplets und Pointen auszustatten. Trotz mangelhafter Form und Konzeption traf die frische Ursprünglichkeit des plattdeutschen Mutterwitzes auch hier die Achillesferse des zu parodierenden Tonwerks mit vielem Geschick. Damals bildete die Abschaffung der ‚berittenen‘ Magistratsdiener den Gesprächsstoff in Hamburg. Diese Reitendiener formierten eine aus 16 Mitgliedern bestehende privilegierte Bruderschaft — aber nicht etwa eine Form wie die della misericordia in italienischen Städten, berufen und pflichtig, Verunglückten zu Hilfe zu eilen —: Tote der Erde zu überliefern. Von der hamburgischen — ur-

* Karl Theodor Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel II, 125 ff.

ein gewisses Zwangsrecht übten. Der Reitendiener war in seinen zwiespältigen Funktionen ein wahrer Proteus von sich immer umwandelnder Gestalt und Form. An zwei Tagen des alten Herkommens, wo ein feierlicher Umritt gehalten wurde, — ferner als Eilboten des Rats zum Rapport bei Vorfällen in der Stadt — als Eilboten von Ratsdeputationen außer derselben — daher sein Name reitender Diener — von martialischem Aussehen im ledernen Koller, mit Karabiner, Pistolen und Degen bewaffnet. Am Rathause erschien er zur Aufwartung des Senates als Trabant der Bürgermeister in einem langen blauen, reich mit Silber galonierten Mantel, den Degen an der Seite. Als Hochzeitbitter, Vorschneider und Aufwärter trug er ein nicht minder reich verbrämtes Kleid. Als Leichenbitter und Trauermann beim Leichenzuge trat er ihm voran, wohl frisiert, chapeaubas, im langen schwarzen Mantel. Als Leichenträger endlich sah man ihn mit seinen Kollegen dem Leichenzuge paarweise folgen, mit einer Stutzperücke, mit schwarzem tuchenen breitgeränderten Hut, breitem krausgefalteten weißen Halskragen, sehr kurzem faltigen schwarzen Mantel, weiten schlotternden Hosen und umgürtetem Degen.“

Wer Carl Schultze noch in seiner Rolle als Reitendiener gesehen und seine sprichwörtlich gewordene Redensart: „Da liegt der Hund begraben!“ gehört hat, wird sich mit Vergnügen dieser Aufführungen erinnern, die es bis 1880 auf die Zahl von 300 brachten. — Durch Rat- und Bürgerbeschluß vom 22. Mai 1817 wurde der Verkauf der freierwerbenden Reiten-Dienereinstelle abgeschafft und bestimmt, daß sie verpachtet werden sollten; „am 9. September 1819 teilte der Senat der Bürgerschaft mit, daß die Verpachtung der Reiten-Diener-Stellen sich nicht bewähre und schlug vor, daß der Bewerber in Zukunft eine Rekognition von 1000 z und eine jährliche Pacht von 700 Kurantmark an die Kammer zahlen solle,



J. F. H. Dannenberg,
Chefredakteur der Börsenhalle.
* 16. Oktober 1833, † 16. August 1887.
St. Jakobi.

ein Beweis, wie bedeutend man derzeit die Einnahmen der Reitendiener schätzte. Der Antrag wurde abgelehnt, aber am 8. Dezember 1825 durch Rat und Bürgerschaft bestimmt, daß die Verpachtung eingestellt werde und das Marstalls-Departement und zwei Kämmererbürger die neuen Reitendiener wähle, welche mit Ausnahme des ersten Jahres 700 $\%$ jährlich entrichten sollten*." Die Zeitverhältnisse gestatteten aber keine Aufrechterhaltung dieser mittelalterlichen Brüderschaft; so wurden die freiwerdenden Stellen nicht wieder besetzt, 1865 waren nur noch vier Reitendiener vorhanden. Am 11. Dezember 1865 beantragte der Senat die Aufhebung des Instituts der Reitendiener und die Pensionierung der vier noch vorhandenen mit 1800 Kurantmark, womit sich die Bürgerschaft am 3. Januar 1866 einverstanden erklärte. Dadurch hörte die Beschränkung in der Begleitung gewisser Leichenwagen auf; es bildeten sich die noch heute bestehenden St.-Anschar-Vereine, welche die bekannte mittelalterliche, an die Kleidung der Reitendiener erinnernde Tracht führen. Damit hatte die Brüderschaft der heiligen Maria und des heiligen Georg, die der Stadt manchen Nutzen, der Einwohnerschaft aber auch viel Ärger und Verdruß durch ihr Auftreten bereitet hatten, ihr Ende erreicht.

Wilhelm Hocker hat in seinem 1844 erschienenen „Lied vom reitenden Diener“ es besungen, wie das Volk über sie dachte:

Ein reitender Diener ist selig zu preisen,
Er wird durch den Tod und das Leben beglückt;
Ob steinalte Ratsherrn in's Jenseits verreisen,
Ob lieblich die Maid mit dem Brautkranz sich schmückt:
Stets weiß er Dukaten aus irdischen Leiden
Und Gulden aus himmlischen Wonnen zu schneiden.

Ein reitender Diener ist immer vorhanden,
Wo Reichtum und mächt'ge Familie ihn reizt:
Er geht im Kostüm eines spanischen Granden,
In dem er mit mächtigen Waden sich spreizt.
Bald schreitet er ernst im Gefolge von Leichen.
Bald lächelnd umkreist er die Tafel der Reichen.

Ein reitender Diener steht mit der Noblesse
Der guten Stadt Hamburg in stetem Verkehr,
Sein Leben ist üppig, voll Delikatesse,
Mit Austern bekränzt und mit Trüffeln umher.
Und naht ihm der Tod — nun, so läßt er erhaben
Sich gleichfalls von reitenden Dienern begraben . . .

Freilich, darauf hielten die Reitendiener sehr, daß sie feierlich von ihrer Brüderschaft zu Grabe getragen wurden, daß sie aber andern diesen Liebesdienst oft nicht gerne erwiesen, davon berichtet der treffliche Otto Beneke in seinem Buch von „Unehrliehen Leuten“ allerlei Erbauliches. Obwohl die Bruchvögte in Hamburg keineswegs unehrlich,

* C. F. Gaedeckens, Der Herrenstall und die Reiten-Diener. Zeitschr. d. V. f. Hamb. Gesch. Band IX, S. 537 ff.

sondern nur wegen ihres Amtes höchst unbeliebt waren, so weigerten sich 1749 sowohl verschiedene kleinere Brüderschaften, welche sonst wohl in dieser Hinsicht fünf gerade sein ließen, wie die auf Leichenbestattung privilegierten reitenden Diener, den seligen Oberbruchvogt Oldenburg zu Grabe zu bringen. „Über erstere Genossenschaft vermochte der Senat nichts; letzteren aber, seinen Trabanten, befahl er ernstlich, das todte Corpus ohne alle Weigerung im Kammerwagen zur Kirche zu geleiten und allda einzusenken'. Indessen parierten sie nicht sogleich, sie wandten vor: wenn ihre Hände sich mit Bruchvögten befaßten, die man für unehrlich hielte, so würde sich hinfür keine vornehme Leiche von ihnen anfassen lassen mögen; was der Senat unerörtert ließ, nun aber ihrer zehnten namentlich dazu kommandierte, bei 15 Taler Strafe für jede halbe Stunde Weigerung. Das fruchtete: „aus respectnensester

da fügten sich die von der Witwe requirierten Reitenden Diener ohne Widerrede. Der Rat verfügte übrigens, damit durch unnötigen Prunk kein Ärgernis entstehe, es solle der Mann nicht im vornehmsten Himmelfahrtswagen, sondern mit simplen Sargbeslägen im simplen Jungfernwagen bestattet werden, was wahrscheinlich wiederum ein maßloses Ärgernis bei den hiesigen ledigen Frauenzimmern verursacht hat.“ Ach ja, es gab die unglaublichsten Booksbeuteleien im „guten alten Hamburg“, und man konnte es selten jemand recht machen!

Einen aber gab es in Hamburg, den hätten auch die Reitenden Diener unter keinen Umständen zu Grabe getragen: den Frohn. Da



Grabdenkmal für Dr. jur. L. J. Lippert,
* 2. März 1835, † 22. Juli 1898.

Ehrfurcht' leisteten sie Folge, obwohl unter Protest für künftige Fälle. Als Oldenburgs Nachfolger starb, bestatteten angeblich 'fromme Schulmeister' die Leiche; tatsächlich nahmen sie nur das Geld und substituiereten 'ganz ordinäre Kerle', um der üblen Nachrede zu entgehen. Der Prätor vernahm den Vorgang mit Befremden und sah die Schulmeister mit gebührender Strafe an. Als nun endlich 1766 der Oberbruchvogt Rust starb,

selbst die Totenbrüderschaften der sonstigen unehrlichen Gewerbe ihn nicht beisetzen wollten — die Frohmsfamilie Asthusen hatte ein Grab an der Mauer der Petrikerche —, so hatten die Krahnzieher diese peinliche Verpflichtung. Selbst Beneke ist es nicht gelungen, den Ursprung dieser bei einem durchaus ehrlichen, angesehenen Gewerbe höchst merkwürdigen Verpflichtung aufzuklären, er berichtet aber darüber, wie sich das Amt, als einmal eine Zeitlang mehrere Scharfrichter außerhalb Hamburgs gestorben waren, von dieser Last zu drücken suchte. Das war 1686, als der Meister Israel Asthusen, der zweite seines Namens, einen Übeltäter zweimal „mißhauen“ und sich so darüber aufgeregt hatte, daß er sich hinlegte und starb. Da weigerten sich die Krahnzieher ihn zur Erde zu bestatten, und es blieb der armen Witwe nichts anderes übrig als Bootsleute zu dingen, die eine Stunde vor Mitternacht die entseelte Hülle des armen Schreckensmannes auf dem St.-Petri-Friedhof einscharren sollten. Selbst die sonst ziemlich furchtlosen Wasserratten hatten sich aber nur dazu bereit gefunden das Begängnis vermummt vornehmen zu dürfen. Offenbar hatten aber die Krahnzieher Wind davon bekommen, und in der Meinung, daß einige schäbige Amtsbrüder des Gewinnes halber sich zu der verpönten Tat bereit gefunden hätten, stürmten sie nach St. Petri und rissen den Trägern die Vermummungen herunter. Eine solenne Prügelei kam zustande, und das Ergebnis war eine Rechnung, die Frau Asthusen Witwe der Prätur einreichte: 75 Mark Trägerlohn, 11 für Bewirtung, 3 Mark für Flicker der bei der Balgerei zerrissenen Mäntel, Summe 89 Mark, welche man ihr auch vergütete. Diese „Frohnsleichnam-Prozessionen“ haben den hohen Richteherrn noch vielerlei Kopfzerbrechen gemacht, schließlich ließen sie es laufen, wie es eben ging, und bald waren es arme Schulmeister, bald die Angehörigen des Toten selbst, die für das Begängnis sorgten. Als aber einmal eine Frohnschwitwe darauf antrug, den Sarg durch die Kirche zu tragen, verboten es die Juraten strengstens.

Lange noch hat es gedauert, bis alle die Aberglauben, die sich an die Beerdigungen knüpften, aufhörten; noch bis in unsere Tage hinein gibt es Geistliche, die dazu neigen, einen Lebensmüden in ungeweihte Erde oder an der Kirchhofsmauer einzuscharren wie im finstern Mittelalter, aber der Staat, der die Ansicht von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, vertritt, wird mit diesen Überresten, wo er sie noch antrifft, gründlich aufräumen, und so wird der Friedhof immer mehr von den Schrecken verlieren, mit denen er einst umkleidet war. Er wird immer mehr nach dem Vorbilde des herrlichen Ohlsdorfer Parkes eine Stätte des Friedens, stiller Einkehr in sich selbst und des seelischen Verkehrs mit den Heimgegangenen werden. Die Gespenstergeschichten und die Erzählungen von dem Schweben der Toten um die Leichensteine, bis „vom Turme ein furchtbares Eins donnert“ werden immer mehr vergessen werden.

So lange der Wind wehet und der Hahn krähet . . .

Herr Joachimus Morgenweck, seit Dezember 1698 erwählter Pastor an der Waisenhauskirche zu Hamburg, schritt am Sonntag Lätare des Jahres 1708 erregt in seinem Studio auf und ab. Es war ein sonnig-milder Märztag, auf den Wällen sproßte erstes Grün, und in den Gärten läuteten Krokus und Tulpen den Frühling ein. Aber Herr Joachimus Morgenweck hatte der leuchtenden Sonne nicht acht, auch nicht des lauen Windes, der wie ein braunlockiger Junge ohne Mütze durch alle Gassen lief und alle Herzen weit machte. Er hatte sich wieder einmal weidlich geärgert über den ungünstigen Stand der Kanzel in der Waisenkirche, die seiner Beredsamkeit Abbruch tat, weil er von ihr aus nicht vernehmbar war allen, die das Gotteshaus allsonntäglich füllten. Wie manche supplique hatte er den Waisenhaus-Providoren schon eingereicht, aber diese hatten seinen Wünschen nicht zu entsprechen vermocht, einesteils, weil es an Geld mangelte, andernteils, weil man die Stifter der Kanzel, eine Bürgerkompanie, nicht durch eine Verlegung verärgern wollte.

Jetzt aber war Morgenweck mit seiner Geduld zu Rande und er erwog ernstlich, sein Begehren der kaiserlichen Kommission vorzutragen, die gerade in Hamburg weilte, um den unleidlichen Streit zwischen Horbius und Mayer beizulegen, der zum Schaden des kirchlichen Ansehens die Gemüter der guten Bürger verstörte.

Ehe er aber diesen Schritt tat, wollte er noch einmal eine Schrift an seine Vorgesetzten richten und ihnen mit aller gebührenden Rücksicht, wenn auch mit gehöriger Dringlichkeit seine Wünsche darlegen. Herr Joachimus Morgenweck war bei aller Gelahrtheit ein Mann, der sein Temperament nicht gut zu zügeln wußte, aber vielleicht gerade durch eben diese leichte Beweglichkeit seines Gemütes vermocht hatte, andere in den Bann seines Geistes zu ziehen.

Er schritt wieder an seinen Schreibtisch und sah den Bogen an, auf dem schon fein säuberlich die Anrede geschrieben stand:

Dominus providebit!
Magnifici, Hochädle, Hoch- und Wohlweise, Grobachtbare,
Hoch- und Wohlfürnehme Herren Patroni und Providoren des
Hamburgischen Waisenhauses, insonders hochzuehrende Herren
und großgeneigte Gönner!

selbst die Totenbrüderschaften der sonstigen unehrlichen Gewerbe ihn nicht beisetzen wollten — die Frohmsfamilie Asthusen hatte ein Grab an der Mauer der Petrikerche —, so hatten die Krähnzieher diese peinliche Verpflichtung. Selbst Beneke ist es nicht gelungen, den Ursprung dieser bei einem durchaus ehrlichen, angesehenen Gewerbe höchst merkwürdigen Verpflichtung aufzuklären, er berichtet aber darüber, wie sich das Amt, als einmal eine Zeitlang mehrere Scharfrichter außerhalb Hamburgs gestorben waren, von dieser Last zu drücken suchte. Das war 1686, als der Meister Israel Asthusen, der zweite seines Namens, einen Übeltäter zweimal „mißhauen“ und sich so darüber aufgeregt hatte, daß er sich hinlegte und starb. Da weigerten sich die Krähnzieher ihn zur Erde zu bestatten, und es blieb der armen Witwe nichts anderes übrig als Bootsleute zu dinge, die eine Stunde vor Mitternacht die entseelte Hülle des armen Schreckensmannes auf dem St.-Petri-Friedhof einscharren sollten. Selbst die sonst ziemlich furchtlosen Wasserratten hatten sich aber nur dazu bereit gefunden das Begängnis verummumt vornehmen zu dürfen. Offenbar hatten aber die Krähnzieher Wind davon bekommen, und in der Meinung, daß einige schäbige Amtsbrüder des Gewinnes halber sich zu der verpönten Tat bereit gefunden hätten, stürmten sie nach St. Petri und rissen den Trägern die Vermummungen herunter. Eine solenne Prügelei kam zustande, und das Ergebnis war eine Rechnung, die Frau Asthusen Witwe der Prätur einreichte: 75 Mark Trägerlohn, 11 für Bewirtung, 3 Mark für Flicker der bei der Balgerei zerrissenen Mäntel, Summe 89 Mark, welche man ihr auch vergütete. Diese „Frohnsleichnam-Prozessionen“ haben den hohen Richteherrn noch vielerlei Kopfzerbrechen gemacht, schließlich ließen sie es laufen, wie es eben ging, und bald waren es arme Schulmeister, bald die Angehörigen des Toten selbst, die für das Begängnis sorgten. Als aber einmal eine Frohnschwitwe darauf antrug, den Sarg durch die Kirche zu tragen, verboten es die Juraten strengstens.

Lange noch hat es gedauert, bis alle die Aberglauben, die sich an die Beerdigungen knüpften, aufhörten; noch bis in unsere Tage hinein gibt es Geistliche, die dazu neigen, einen Lebensmüden in ungeweihte Erde oder an der Kirchhofsmauer einzuscharren wie im finstern Mittelalter, aber der Staat, der die Ansicht von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, vertritt, wird mit diesen Überresten, wo er sie noch antrifft, gründlich aufräumen, und so wird der Friedhof immer mehr von den Schrecken verlieren, mit denen er einst umkleidet war. Er wird immer mehr nach dem Vorbilde des herrlichen Ohlsdorfer Parkes eine Stätte des Friedens, stiller Einkehr in sich selbst und des seelischen Verkehrs mit den Heimgegangenen werden. Die Gespenstergeschichten und die Erzählungen von dem Schweben der Toten um die Leichensteine, bis „vom Turme ein furchtbares Eins donnert“ werden immer mehr vergessen werden.

So lange der Wind wehet

und der Hahn krähet . . .

Herr Joachimus Morgenweck, seit Dezember 1698 erwählter Pastor an der Waisenhauskirche zu Hamburg, schritt am Sonntag Lätare des Jahres 1708 erregt in seinem Studio auf und ab. Es war ein sonnig-milder Märztag, auf den Wällen sproßte erstes Grün, und in den Gärten läuteten Krokus und Tulpen den Frühling ein. Aber Herr Joachimus Morgenweck hatte der leuchtenden Sonne nicht acht, auch nicht des lauen Windes, der wie ein braunlockiger Junge ohne Mütze durch alle Gassen lief und alle Herzen weit machte. Er hatte sich wieder einmal weidlich geärgert über den ungünstigen Stand der Kanzel in der Waisenkirche, die seiner Beredsamkeit Abbruch tat, weil er von ihr aus nicht vernehmbar war allen, die das Gotteshaus allsonntäglich füllten. Wie manche supplique hatte er den Waisenhaus-Providoren schon eingereicht, aber diese hatten seinen Wünschen nicht zu entsprechen vermocht, einesteils, weil es an Geld mangelte, andernteils, weil man die Stifter der Kanzel, eine Bürgerkompanie, nicht durch eine Verlegung verärgern wollte.

Jetzt aber war Morgenweck mit seiner Geduld zu Rande und er erwog ernstlich, sein Begehren der kaiserlichen Kommission vorzutragen, die gerade in Hamburg weilte, um den unleidlichen Streit zwischen Horbius und Mayer beizulegen, der zum Schaden des kirchlichen Ansehens die Gemüter der guten Bürger verstörte.

Ehe er aber diesen Schritt tat, wollte er noch einmal eine Schrift an seine Vorgesetzten richten und ihnen mit aller gebührenden Rücksicht, wenn auch mit gehöriger Dringlichkeit seine Wünsche darlegen. Herr Joachimus Morgenweck war bei aller Gelahrtheit ein Mann, der sein Temperament nicht gut zu zügeln wußte, aber vielleicht gerade durch eben diese leichte Beweglichkeit seines Gemütes vermocht hatte, andere in den Bann seines Geistes zu ziehen.

Er schritt wieder an seinen Schreibtisch und sah den Bogen an, auf dem schon fein säuberlich die Anrede geschrieben stand:

Dominus providebit!

Magnifici, Hochädle, Hoch- und Wohlweise, Großachtbare, Hoch- und Wohlfürnehme Herren Patroni und Providoren des Hamburgischen Waisenhauses, insonders hochzuehrende Herren und großgeneigte Gönner!

Die Devotion der Anrede wollte aber gar nicht zu seiner ärgerlichen Stimmung passen, und er warf den Gänsekiel, den er schon wieder zur Hand genommen, heftig auf den Tisch, so daß sich gerade über das Magnifici einige Tintenspritzer breiteten, die ihn halb lustig, halb höhnisch anzugrinsen schienen. Da packte er den Bogen, knüllte ihn und warf ihn in den Ofen, in dem trotz des lauen Wetters draußen seine sorgliche Haushälterin ein Feuer angeheizt hatte. Auch das ärgerte ihn und schon wollte er nach ihr schellen, als sie selbst erschien und ihm mitteilte, daß ein Läufer des hochhehrwürdigen Herrn Senior Dr. Volkmar den Herrn Pastor Joachimus Morgenweck zu einer Visite bei seinem Herrn bäte.

Das kam ihm gerade recht. Er griff nach Hut und Stock und marschierte los. Die herbe Falte zwischen den Brauen und der verstimmt verzogene Mund vermochten aber dem lockenden Märzzauber nicht lange standzuhalten, und ohne daß der aufgeregte Herr es selbst merkte, wurde sein harter Schritt leichter und sein Stock wuchtete nicht mehr so klingend auf das Pflaster nieder wie zuerst. Ja, als ihm auf dem Weg einige Handwerksgesellen begegneten, die den Frühling vor der Stadt zu begrüßen gingen, wurde er auch froh und beschloß, heute zeitiger als sonst nach Ottensen hinauszugehen, um im Garten der Prinzessin Juliane von Ostfriesland sich den Wind um die Ohren wehen zu lassen.

Mit solcherlei anmutigen Gedanken beschäftigt, trat er bei Senior Dr. Volkmar ein, der seinen Amtsbruder gar freundlich bewillkommnete, ihn zum Sitzen einlud und allerlei über den frühzeitigen Einzug des heurigen Frühlings plauderte. Herrn Joachimus Morgenweck aber brannte sein Anliegen, derohalben ihm diese Einladung gelegen gekommen war, sehr auf dem Herzen, und so voltigirte er mit einer ebenso kühnen, wie seinem Vorgesetzten unvermuteten Wendung auf sein Ziel los und erzählte von der Anstrengung des Sprechens auf seiner Kanzel.

Der Herr Senior Dr. Volkmar, dem dieses Thema nicht neu war, lehnte sich zurück und sah seinen jüngeren Amtsbruder an: „Ist dieses Eure größte Sorge?“

„Nicht meine größte, denn die wisset Ihr wohl, und zieleit dahin, das Waisenhaus seinen Zwecken entsprechender zu gestalten, da der Schaden und Verfall, zumal im Geistlichen und in der Kinderzucht, an unserem Waisenhaus klar zutage tritt, daß derselbe nicht mehr geleugnet werden kann, so daß ich meine Vorschläge zu rekommandieren bitten möchte.“

„Wollet Euch kürzlich fassen“, antwortete Volkmar und sah dem Jüngeren in das lebhaft funkelnde Auge.

„Weder das alte noch das neue Gebäude des Waisenhauses taugen. Beide bedürfen der Reparation. Der vielen Difficultaeten aber,

die zu specificiren ich mir angelegen sein lassen werde, sind nicht mehr, sofern man einer Verlegung des Waisenhauses beipflichten wollte. Es ist die Wahrheit, wie bei allen Verrichtungen, also auch hier sonderlich, hat man zuvörderst auf den Herrn zu sehn, bei dem kein Ding unmöglich, und der auch wohl weiß, was er tun will. Daher man billig im herzlichen Vertrauen auf die Weisheit, Gütigkeit und Allmacht Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi, das, was zu seiner Ehre und seiner Gliedmaßen Besten gerichtet, in dem Glauben anfangen sollte, der da ist eine Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. Weil man aber die Vernunft will mit raten lassen, so könnte man zuvörderst unmaßgeblich sehen, was durch eine Einschreibung in ein Buch zu diesem christlichen Vorhaben dürfte gesammelt werden. Da man dann nachher gar leicht einen Überschlag machen könnte, ob Kollekte und öffentliche Sammlungen, die dem Waisenhaus nie von unserer christlichen Obrigkeit werden versaget werden, zureichen würden, einen neuen Bau anzutreten und zu wagen, wobei man dennoch stets Gott würde mit raten lassen, ich zweifele nicht, es dürfte die Weisheit und Güte Gottes sich genug erweisen.“

„Ich bin mit Euch der conviction, durch Kollektieren eine artige Summe zu beschaffen. Wollet aber bedenken, daß die munificence für die Zwecke der Kirche durch den noch anjetzigen Zwist Horbius contra Mayer nicht sonderlich fructificiret wird.“

„Für das Waisenhaus werden sich Spender, des bin ich sicher, genug finden. Was nun den Platz anlanget, den ich für den Bau proponire, so ist es der Grund, der 1686 vor dem Ellerntor zu einem Artilleriehause geleet worden, mit seinem Wüsteliegen aber bis auf den heutigen Tag der Stadt die Blame macht, man wolle oder könne das angefangene Werk nicht fortsetzen. Ich will nicht davon sagen, ob der Platz so gelegen daselbst zum Zeughaus, als zum Andacht erweckenden Waisenhaus. Zum wenigsten ist das Waisenhaus sowohl ein Stadt- und Bürgerhaus als jenes, und werden in demselben wohl die allerbesten Kanonen aufgehoben und verwahret, die mit ihrem Gebet im Fall der Not durch die Wolken dringen und Gott den Himmel stürmen müssen. Auch würde der Stadt eine eclatante Zierde durch ein neu Waisenhaus an solchem Ort, wo die große Passage anzutreffen, zuwachsen, und der Ruhm wahrer Gottseligkeit entstehen, da anjetzo mehrenteils alle Armenhäuser im Verborgenen und an den Winkeln der Stadt liegen. Möglich wäre auch, das Legat der Spreckelsenschen Höge zu erlangen.“

Der Senior hob die Hand und lächelte: „Wollen sehen, lieber Bruder, was in dieser Sache Fördersames zu tun lieget. Aber heut ist des nicht die Rede, vielmehr wollte ich Euch kund und zu wissen tun, daß eine gottliebende Seele, wie sich der Spender nennet, dem

Waisenhaus viertausend Mark vermachete mit der Bedingnis, die Kanzel zu verlegen.“

Herr Joachimus Morgenweck hörte das nicht, ohne daß ihm also bald eine heftige Röte in die Stirn schoß, was seinem Amtsbruder nicht entgehen mochte. Der aber tat nicht dergleichen, sondern meinte gelassen: „Es wird, gewiß nicht zu Unrecht, presumiret, daß diese Dotation Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht der Prinzessin Juliane von Ostfriesland entstammt.“

„Woraus entnehmet Ihr das?“

Der Senior wiegte den Kopf und sagte dann: „Nicht daß ich Euch examiniren wollte oder gar Eure Affairen, die nur Euch angehn, abfragen möchte, aber es sind doch da Dinge, die zu klären vielleicht nötig sind. Beruhiget Euch,“ fuhr er fort, als Morgenweck heftig aufstand, „ich doutire nicht im mindesten, daß Ihr mir alles sagen werdet, was Ihr sagen könnt.“

Es herrschte eine Weile Schweigen.

„Noch bei Lebzeiten unseres Amtsbruders Schele, dem die Prinzessin mit großer Liebe anhing, wandte sie ihre attention Euch zu und nahm Euch zum Beichtiger, als er starb. Es ist evident, daß aus diesem Vertrauensverhältnis sich für Euch Beziehungen zum Hause der Prinzessin anspannen, die durchaus mit der Würde Eures Amtes d'accord, jedennoch gewissen mit der Weltordnung Malkontenten . . .“ — der Senior besah dabei angelegentlichst seine Fingernägel, wobei er die Hände bald so, bald so wendete — „wie soll ich sagen, eine occasion gegeben haben . . .“

„Ich vermeinte, daß es keine examina sein sollten?“

„Aber so höret doch . . .“

„Jedes Wort, selbst repetiret, insultiret die Dame, und so bitte ich ganz submisses, das weitere unbesprochen zu lassen.“

„So müßte ich denn von Amts wegen . . .“

Hoch stand Morgenweck vor dem Senior.

„Die conférence dürfte zu Ende sein, wenn ich declarire, daß die Prinzessin Juliane von Ostfriesland mir ehelich angetraut ist.“

Jetzt war es der Senior, der von seinem Sitz auffuhr: „Die Prinzessin?“

„Ja.“

„Ihr scherzet.“

„In solchen Dingen zu scherzen, stünde mir schlecht an.“

„Und warum verheimlichtet Ihr es?“

„Es war der Wunsch der Prinzessin.“

Der Senior sah seinen Amtsbruder an, der ihm mit einem Male ganz anders erschien durch seine erlauchte Verbindung mit einer Prinzessin. Er reichte ihm die Hand: „Dann verbleibet mir allerdings nur, Euch meine Gratulation auszusprechen.“

„Habt die Güte, dieses als sub sigillo gegeben zu estimiren, damit den Ausbläsern und Tuschlern nicht neuer Stoff zugetragen werde.“

„Rechnet auf meine discrétion. Und somit meine ergebenste salutation an die hochfürstliche Durchlaucht.“

Als Morgenweck durch die Stadt ging, war seine Stirn wieder umwölkt. Er gedachte des Vorganges bei dem Senior und schalt die Umstände, die ihn gezwungen, ein lang gehegtes Geheimnis preiszugeben. Aber hätte er anders handeln dürfen, ohne auf ein vielgeliebtes Haupt unehrerbietigen Verdacht zu lenken?

Sonder froher Gedanken schritt er so fürbaß und sah kaum, so ihn jemand grüßte. Er hatte es kommen sehen, daß man ihn und die Prinzessin mit den Mäulern werde mahlen, da der gemeine Pöbel ja allezeit, was er nicht versteht, begeistert und besudelt. Er überdachte das Leben der geliebten Frau, die, Tochter des regierenden Fürsten Enno Ludwig von Ostfriesland, 1657 geboren, schon nach drei Jahren mit einer jüngeren Schwester verwaist in der Obhut einer noch sehr jugendlichen, wenn auch klugen und allen Künsten und der Wissenschaften zugetanen Mutter verblieb, nachdem der Vater auf der Jagd verunglückt war. Der Bruder des Fürsten, der die Landesregierung antrat, begegnete den schmerzgebeugten Verwandten wenig hold, und anstatt ihnen in ihren Lebensnöten ein wahrhaftiger Beistand zu sein, sann er vielmehr, wie er das ihnen Verbliebene noch schmälere. Der regierende Herzog Rudolf August zu Braunschweig und die Generalstaaten der Niederlanden, testamentarisch zu Vormündern der Waisen ernannt, achteten ihrer Pflicht auch gering, so daß die Mutter, eine geborene Reichsgräfin zu Barby, damals vierundzwanzig Jahre alt, das fürstliche Schloß zu Aurich mit ihren Kindern verlassen mußte, um das Haus Berum zu beziehen, allwo es wohl früher, als der ostfriesische Häuptling Hayo Sydsena dort hausetete, oder sein Nachkomme Ulrich Kirksena, der die Burg umbauete, lauter hergegangen sein mochte. So wuchsen denn die Prinzessinnen heran, wohlumhegt von mütterlicher Liebe und sorglich behütet vor feindlichem Anhauch niederen Lebens. Aber im Jahre 1677 schied auch die Mutter aus dem Leben, das ihr den Glauben an viele Dinge, sonderlich an die Güte und Ehrlichkeit der Menschen geraubt. Der Oheim benutzte diese Gelegenheit, wieder zu zeigen, wie er bar jeder verwandtschaftlichen Gefühle sei und versagte den jungen Prinzessinnen, die nun auf sich angewiesen, die Apanagegelder. Wohl strengten sie einen Prozeß an gegen den Oheim, aber es kam nichts danach als Ärger und Verdruß, wie denn große Herren damals manches Mittel wußten, um dem Recht den Weg zu verlegen. Es nahm sich dann die Herzogin von Holstein zu Plön, eine Tochter des vorerwähnten Herzogs zu Braunschweig, der beiden Verlassenen an und bat sie zu sich. Das mag etwa um das Jahr 1686 gewesen sein, und die Prinzessinnen verlebten hier in Beschaulichkeit einige Jahre, allerdings nicht ohne die

Aufregungen, die die Auseinandersetzungen mit ihrem Oheim mit sich brachten. Der Herzog Johann Adolf von Holstein setzte dem Fürsten von Ostfriesland ordentlich zu, und es gelang ihm auch mit Hilfe des Dr. Timotheus Stieler, seinerzeit einer der geschicktesten Advokaten Hamburgs, den Fürsten dahin zu bringen, daß er im Jahre 1695 sich bereit erklärte, ein Vergleichskapital von 59000 Talern zu zahlen. Der offenbar vom Geiz besessene Fürst zahlte aber erst nach zwei Jahren, als bereits die Reichsexekution wider ihn erkannt war.

Von den beiden Prinzessinnen hatte die jüngere, Sophie Wilhelmine, allbereits im 36. Lebensjahre, die Hand dem Herzog Christian Ulrich von Württemberg-Oels in Schlesien zum Lebensbund gereicht, so daß die ältere, Juliane Luise, allein zurückblieb. Mit Dank an ihren Schützer und ihre Schützerin zog sie nach Hamburg und nahm am Damm, dem späteren Jungfernstieg, im Hause des bereits genannten Dr. Stieler Wohnung und erwarb sich auch in Ottensen, angesichts des Elbstroms, ein kleines Landhaus, wo sie im Sommer verweilte und mit Liebe der Gartenpflege oblag. Als im Jahre 1698 ihre Schwester starb unter Hinterlassung eines Töchterchens, stand sie losgelöst von allen Banden, durch die sie durch Geburt mit etwelchen verbunden gewesen wäre.

Von Jugend angehalten, die Güter des Lebens nicht im lauten Trubel und nicht auf dem Markt zu suchen und nicht auf den Gassen, sondern sie zu finden durch innere Einkehr und geistige Übung, so aus der Beschäftigung mit den Künsten und Hinlenkung der Gedanken auf den Himmel erwachsen, lebte sie friedsam und war eine treufließige Besucherin der kleinen Marien-Magdalenen-Klosterkirche, allwo der gottselige Pastor Schele predigte, dem sie auch beichtete. Als aber der Ruf des neuen Predigers an der Waisenhauskirche, des Joachimus Morgenweck, auch zu ihr drang, da wurde sie dessen treueste Zuhörerin und erwarb für sich und ihr Fräulein, Fräulein Elisabeth von Brobergen, für teures Geld Plätze in der Kirche, wo sie denn auch niemals fehlte. Nachdem Pastor Schele dann das irdische Jammerthal mit einem besseren Jenseits vertauschte, beehrte die Prinzessin den Pastor Morgenweck mit ihren Beichtbesuchen, so daß dieser seine treueste Zuhörerin näher kennen lernte. Er erkannte, daß nicht weibisches Verzagtheit über die Unzulänglichkeiten der Welt diese Frau in das Gotteshaus trieb, sondern eine innere, ihr ganzes Wesen füllende Gläubigkeit, die um so trefflicher war, als ihr Leid genug geschehen war, um an der gerühmten Gerechtigkeit Gottes mit Fug zweifeln zu können.

Dieses alles in seinen Gedanken bewegend, hatte Morgenweck die Stadtwälle schon hinter sich gelassen und schritt durch das benachbarte Altona, auch hier von manchem ehrfurchtsvoll begrüßt; kannte man ihn hier auch weniger als einen Gewaltigen des Wortes, so doch als Freund der Prinzessin, die den Altonaern gut genug bekannt war.

Hier, wo keine engen Gassen mehr dem Wind Einhalt taten, er vielmehr frisch über Wiesen und Felder einherstreifen konnte, recht wie ein jachternder Junge, der nur ab und zu verhält, um frische Kräfte zu sammeln und sich das Haar aus den Augen zu streichen, mußte der Herr Pastor Morgenweck doch seinen Rock wieder eng knöpfen, den er ein wenig über der Brust gelüpfelt hatte, als ihm vom Gehen warm geworden war. Da fühlte er es in der Tasche des lange Zeit nicht benutzten Rockes knistern, und danach langend, zog er ein bedrucktes Papier hervor, das er aber nach kurzem Blick schleunig zurückschob, denn es war ein Stück jenes schon am 9. April 1706 vom Henker auf dem Schandblock verbrannten, dem Lizentiaten Feindt zugeschriebenen Pasquills mit dem weitläufigen und bissigen Titel: „Des Heiligen Petri, erwählten zwölften Botens und Oberschließers des Himmelreichs, öffentliche Warnung an seinen gottlosen und schalkhaften Haushalter Dr. C. Krumbholtzen, protokolliert und zur Entdeckung seines unruhigen Kopfes und dummen Gehirns herausgegeben von Aristobulo Eutropio.“

Herr Joachimus Morgenweck, innerlich wohl den Horbianern geneigt, hielt sich geflissentlich fern von allen Streitereien, in deren Dienst selbst die Kanzeln gestellt waren und von deren einer herab Dr. Mayer die Oberalten und Bürger wider den Rat hetzte und von deren einer andern der in jenem Pasquill genannte Pastor Krumbholtzen E. E. Rat ein Rätchen und Magisträtchen, ein Tausendtaler-Kollegium nannte, die Mitglieder der Ministerii, die es nicht mit der Wahrheit hielten, Judasbrüder schalt, und eine Mahnung des Rates, nicht mehr wider ihn und die Regierung zu predigen, zurückschickte mit der Anmerkung: Ex verbis fatuos, ex aure agnoscite asellos; zu gut deutsch: Narren erkennt man am Wort und an den Ohren die Eslein. Da Morgenweck nun zwischen zweien Büschen dahinschritt, weit und breit kein Schornstein rauchte, auch nirgend eine Menschenseele zu sehen war und nur die schon eingekehrten Stare ein Frühlingskonzert einstudierten, da griff er den Wisch, zerriß ihn und gab die Fetzen dem Winde, der sie entführte, so daß sich die Stare dieses plötzlichen Flugs weißer Schmetterlinge entsetzten und davontoben. So sehr Morgenweck auf seinen eigenen Rechten und Ansprüchen bestand und sie mit der seinem Temperament angemessenen, keinen Widersacher fürchtenden Dringlichkeit verfocht, so meinte er doch, daß der Rat durchaus recht hatte, als er gelegentlich des Einspruchs des geistlichen Ministeriums bei Einführung der Nachmittagspredigt anno 1676 antwortete; daß in geistlichen und weltlichen Dingen hierorts-Rat und Bürgerschaft einzig kompetent seien und er einen dritten Stand — als welchen das Ministerium die städtische Priesterschaft angesprochen wissen wollte — nicht kenne. Da die Sache des Lizentiaten Feindt annoch die Gemüter erregte, so hielt er es für klug, sich dieses kompromittierenden Druckstückes beizeiten zu entledigen.

Dem sonnigen Märztag schien es nun über, den Herrn Pastor aus seinen tiefen Gedanken aufzuwecken und ihn auf die grünen Knospen und braun glänzenden Knuppen an allen Zweigen aufmerksam zu machen, die Weihwedel dem einziehenden Frühling sein sollten. So verhüllte er denn den Himmel, und der bisher laue Wind lief harsch und kalt, als habe er noch einen Winterpelz an. Als der gedankenversunkene Herr nun erstaunt aufblickte, gewahrte er, daß er allbereits vor dem Hause der Prinzessin stand, und aus dem Fenster zur ebenen Erde nickte ihm das blondgelockte Haupt der kleinen Jeanneton de la Marel, das Kind einer verarmten Refugiés-Familie, von der Prinzessin angenommen, herzlich und freundlich entgegen. Ehe er die Hand zur Klingel hob, flog auch die Tür schon auf und das Kind stob ihm entgegen mit einem läutenden: „Bon jour, bon jour, Monsieur Morgenweck.“

Im Augenblick waren alle ernstesten Gedanken aus dem Hirne Morgenwecks gewichen, und er begrüßte sie wie immer mit seinem Scherzreim: „Jeannetonton, Jeannetonton, va lentement, sois gentille, ma bonne.“ Juliane Luise Jensen, des weiland Pastors zu Gleschendorf Aug. Friedrich Jensen Tochter, die dem Haushalt der Prinzessin hausmütterlich vorstand, mußte, wie immer, dem stattlichen Herrn Pastor Morgenweck das kleine Wesen vom Halse abnehmen, wo es sich hingehängt hatte, recht, als habe es da Heimatstatt. Als das unter Scherzen und Lachen endlich gelungen, stand das kleine Hoffräulein von Brobergen auf dem Podest der ins obere Stockwerk führenden Treppen, und ihre winkende und nickende Gestalt war so puppenhaft, so zierlich und so von aller Anmut übergossen, daß ihretwegen allein sich schon der Weg hier hinaus gelohnt hätte.

Sich das in Unordnung geratene Haar zurechtstreichend, den Rock faltenglatt zupfend, schritt Herr Joachimus Morgenweck, sich aber doch noch einmal nach Jeanneton umwendend und ihr zulächelnd, die Treppe hinan. Leise mit dem Hoffräulein plaudernd stieg er die letzten Stufen hinauf, sah noch einmal an sich herunter, ob nicht doch ein Knopf verkehrt sitze und folgte dann dem Fräulein ins Zimmer. Ehe die Tür sich schloß, hörten die Jensen und Jeanneton noch die sanfte, klangvolle Stimme der Prinzessin: „Ah, Monsieur Morgenweck, soyez le bienvenu . . .“

Als Herr Joachimus Morgenweck bei schwindendem Tageslicht rüstig ausschnitt, um noch vor Toresschluß wieder daheim zu sein, trug er in beruhigter Seele die Gewißheit, sein Leben hier wie dort in guter Hut zu wissen. Die Prinzessin hatte zuerst wohl mit gefalteter Stirn seinem Erzählen gelauscht, dann aber seine beiden Hände gefaßt und gesagt: „Mon Dieu, je höher der Turm, um so höher voliren die Dohlen. Lasset sie. Wollte man sich über jeden Klatsch aigriren, würde man seiner Tage nicht froh, man kann nicht alle contentiren. Uns und ihm dort oben sind wir responsable, niemanden sonst.“

Die reiche Seele einer Frau hatte sich ihm dann aufgetan, und Herr Joachimus Morgenweck, der ansonsten so gar nichts Beugsames hatte, vielmehr immer gleich lichterloh brannte und einen Feind mehr oder minder nicht achtete, war vor ihr klein und still geworden und hatte sich von ihr entführen lassen in eine Welt, die nichts weiß vom Lärm der diesseitigen, und war wie ein Junge gewesen, dem seine Mutter Märchen erzählt . . .

Anno 1715, in der Nacht zum 30. Oktober, im 59. Jahre ihres Lebens, entschlief die Prinzessin, nachdem ihre treue Gefährtin, das Hoffräulein Fräulein von Brobergen ihr am 18. Oktober vorangegangen war, gleichsam als wollte diese treue Seele ihrer Herrin Quartier machen. Die Prinzessin hatte ihre Freundin mit Redlichkeit gepflegt und sich durch die Nachtwachen wohl übernommen, denn nachdem das Fräulein in dem von der Prinzessin in der Maria-Magdalenen-Kirche gegen ein Kapital von 3000 Mark zu ewigen Tagen erworbenen Grabgewölbe beigesetzt war, legte sie sich selbst, um sich nicht wieder zu erheben.

Ihrer Todesstunde gewärtig, traf sie ihre letzten Bestimmungen; vermachte der Maria-Magdalenen-Kirche ein weiteres Kapital von 3000 Mark mit der Bedingung, daß die Zinsen dem jeweils dort amtierenden Pastor zufallen sollten für die Beaufsichtigung ihrer Grabstätte. Dieses und andere Vermächtnisse machte die Prinzessin mündlich in Gegenwart zweier Notarien und anderer Zeugen, doch unterblieb die Unterzeichnung der Dokumente selbst, da die Prinzessin zu schwach war und auch verschied, ehe sie dazu gelangte. So entspannen sich langwierige Prozesse, und Herr Joachimus Morgenweck, von dem es in bezug auf die Prinzessin hieß: daß er „beständig bey ihr, um und an war, auch von allen ihren Heimlichkeiten die accurateste Wissenschaft hatte und ihr viele Jahre lang große Dienste, ohne einige Remuneration, leistete“, mußte sich gefallen lassen, daß er der Erbschleicherei bezichtigt wurde. Würde er nun auch dadurch, daß er sein wahres Verhältnis zur Prinzessin offenbaret hätte, von allem Verdacht gereinigt dagestanden haben, so versiegelte ihm doch ein einmal gegebenes Wort auch jetzt noch den Mund.

Im Namen der Nichte der Verstorbenen erhob der in Hamburg wohnende Hannoversche Hof- und Regierungsrat Heinrich Grafe Einspruch gegen die nicht unterzeichneten Bestimmungen des Testaments. Indes stand der reich vergoldete Kupfersarg mit den irdischen Überresten der Prinzessin immer noch in ihrem Hause am Damm, da das Kollegium der Maria-Magdalenen-Kirche die Beisetzung verweigerte, so lange es nicht in den Genuß der ihm vermachten 3000 Mark gesetzt sei.

Am 30. Oktober 1715 war die Prinzessin gestorben, am 24. März 1717 ging folgendes Attest, unterschrieben von dem Sekretarius Lizentiat Hilcke, an die Nichte der Verstorbenen:

„Daß der entseelte fürstliche Körper der weiland Julianae Luisae, Prinzessin von Ostfriesland, annoch in deren Hause auf'm Damm (Jungfernstieg) über der Erden stehe und in die unter'm Altar unserer Maria-Magdalenen-Kirche mit großen Kosten zubereitete Grabkammer annoch nicht gebracht sei, — auch bevor dem Kaufkontrakte ein Genüge geschehen und die noch restirenden 1000 Rhtl. Spec. in obenerwähntem fürstlichen Hause ad dies perpetuos versichert sein werden, mit dem Begräbniß, vermöge unserer Kirchen-Ordnung, nicht verfahren werden könne, solches wird hiermit auf Verlangen glaubwürdig attestiert.“

Sechzehn Monate also waren verflossen, und immer noch stand die Leiche unbeerdigt über der Erde. Das Leben lief straßenentlang und ahnte nicht, daß eine müde Schläferin auf die letzte Ruhestätte wartete. Endlich aber gelang eine Einigung, und die feierliche Beisetzung erfolgte; zur Seite der Prinzessin ihr getreues Hoffräulein von Brobergen, deren Sarg folgende Inschrift trug:

Hier im Grabe der Durchlauchtigsten Fürstin Juliane Luise zu Ostfriesland, Esens, Stedesdorf und Wittmund, zum Zeichen der sonderbarsten hochfürstlichen Gnade, ruhet das hochwohlgeborene Fräulein, Fräulein Gertrud Elisabeth von Brobergen, in die 14 Jahre hochbetrautes und hochgetreues Kammerfräulein, so in dem Herrn Jesu Christo selig ist entschlafen den 18. Oktober 1715.

Wer sich erniedriget, wird erhöht werden.

So hatte die Prinzessin denn ihre Ruhe gefunden, und die 90 Mark jährlicher Rente des der Maria-Magdalenen-Kirche vermachten Kapitals von 3000 Mark sollten so lange bezahlt werden, als das Grab nicht „verunruhiget“ auch nicht eröffnet würde, „so lange der Wind wehet und der Hahn krähet“.

Aber der Wind wehet und der Hahn krähet, und die Zeit geht ihren Weg trotz allen Wehens und Krähens. Im Jahre 1807, also neunzig Jahre nach der Bestattung der Prinzessin, wurde die Maria-Magdalenen-Kirche abgebrochen, und die Särge der Prinzessin und ihres hochbetrauten und hochgetreuen Kammerfräuleins kamen in ein eigenes Gewölbe auf dem Maria-Magdalenen-Friedhof vor dem Dammsteine eisern verklammern und setzte zu Häupten der Gruft einen Stein mit der Inschrift: „Ruhestätte, die nie zu eröffnen ist.“

Um diese Schrift schlingt sich die Midgardschlange, das Sinnbild der Unsterblichkeit. Als im Jahre des Herrn 1795 Herr Pastor Barthold Nicolaus Krohn, weiland letzter Pastor an der jetzt verschwundenen

Maria-Magdalenen-Kirche, verschied, ließ er sich neben der Prinzessin betten und beide Gewölbe mit einem Gitter umschließen, so auch im Tode noch das Hüteramt ausübend, dessen sich die Maria-Magdalenen-Kirche gelobte, als sie das Vermächtnis der Prinzessin übernahm.

Jetzt aber ist wieder die Zeit gekommen, da das Grab der Prinzessin Juliane von Ostfriesland wird „verunruhiget“ werden, und der Wind wehet noch und der Hahn krähet noch, und wir Schnellebigen lächeln der lieben Einfalt, die da meinte, sie könne mit den ewig unruhigen Menschen einen Pakt „zu ewigen Tagen“ eingehen.

Herr Joachimus Morgenweck aber hat neun Monate nach dem Tode der Prinzessin, da ihr Sarg also noch sieben Monate über der Erde stehen mußte, die Jungfrau Juliane Luise Jensen geehelicht, eben dieselbe, die der Prinzessin Hausgenossin gewesen war. Und war bis zu seinem Ende ein wortgewaltiger Herr und hielt seine letzte Predigt am letzten Sonntag des Dezembers 1729 über das Wort des Apostels Pauli: „Ich fahre hinab gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird“, und weiter: „Ich weiß aber, daß ihr mein Antlitz nicht mehr sehen werdet“. Und verblich, 64 Jahre alt, am 5. Januar 1730.



Literatur.

- Albrecht und Maaß, Unsere letzte Wohnung.
 Beneke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten.
 — Von ehrlichen Leuten.
 — Die Gräber zu St.-Marien-Magdalenen. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte.
 Borchardt, Das lustige alte Hamburg.
 Clemens, Hamburgische Chronik.
 Faulwasser, Die St.-Jakobi-Kirche, die St.-Katharinen-Kirche, die St.-Michaelis-Kirche, die St.-Johannis-Kirche.
 Gaedechens, Der Herrenstall und die Reitendiener. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte.
 — Topographie von Hamburg.
 Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel.
 Gallois, Hamburgische Chronik.
 Geffcken, Begräbnissitten in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte.
 — Michaeliskirche.
 Hamburg in naturhistorischer und medizinischer Beziehung. Festgabe zur 49. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte.
 Hocker, Gedichte.
 Janssen, Ausführliche Nachrichten über Kirchen.
 Kall, St.-Gertrud-Kirche.
 Kiehn, Das hamburgische Waisenhaus.
 Köhler, Die Buchdruckerkunst in Hamburg.
 Koppmann, Aus Hamburgs Vergangenheit.
 Landau, Denksteine.
 Lauffer, Hamburg.
 Lornsen, Die St.-Pauli-Kirche.
 Melhop, Topographie von Hamburg.
 Meyer, Die Domkirche.
 Mönckeberg, St.-Nikolai-Kirche.
 Neddermeier, Hamburgische Statistik.
 Nirrheim, Hinrich Murmester. Ein hamburgischer Bürgermeister in der hansischen Blütezeit. Pfingstblätter des hanseatischen Geschichtsvereins.
 Obst, Aus Hamburgs Lehrjahren.
 — Die sog. Privilegien des Papstes Benedikt V. Zeitschrift für hamburgische Geschichte.
 Schrader, Führer durch die Sammlung hamburgischer Altertümer.
 Schwindrazheim, Hamburg.
 Stöter, Die ehemalige Domkirche in Hamburg.
 Suhr, St.-Petri-Kirche.
 Wolters, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Wiedereinweihung der St.-Petri-Kirche am 7. Mai 1899.
 Zahn, Der Esel mit dem Dudelsack. Mitteilungen des Museumsvereins in Hamburg (1889).

Namenverzeichnis.

* hinter der Seitenzahl bedeutet, daß der Name auf der angegebenen Seite mehrmals erwähnt wird.
 B hinter der Seitenzahl bedeutet, daß der Name auf den abgebildeten Grabsteinen vorkommt.

- Abendroth 23, 82.
 Adaldag, Erzbischof, 42.
 von Ahlfeld 41.
 Albrecht 100.
 Amelung, M. E., 11, 13.
 Amsinck 23
 Anderson, Chr. Fr. W., 38B.
 Anjou, Joh. Hinr., 16 B.
 Appel, Joh. Bernh., 17*, 18.
 Askamp, A. Joh. G. L., 65B.
 Asthusen, Israel, 88*.
 Averbhoff 23.
 Baison 23.
 zu Barby 93.
 Bartels, Bürgerm., 80.
 Bauermeister, M. A., 27 B.
 Beck, J. C., 32 B.
 Behn, J. P. F., 23 B.
 Behncke, G. E. L., 27 B.
 Behrmann, Joh., 16 B.
 Beidermühl, Heinr., 22.
 Bendixen, Siegfr., 64.
 Benedict V., Papst, 41, 42*.
 Beneke, Otto, 23, 86, 88, 100*.
 Benöhr, G. D., 26 B.
 Berenberg, M. E., 52 B.
 von Bergen 23.
 Berghofer, Bertha, 81 B.
 Berlin, Eisik, 56.
 Berlin, Salowe, 56.
 Berlioz, Hector, 71.
 Bieber 23, 80.
 Bonne, J. U., 23 B.
 Borchardt 82, 100.
 Borstorff, J. H., 23 B.
 von Bothmer, Chr. L., 35.
 Bracke 21.
 Brant, Sebastian, 43
 zu Braunschweig, Herzog
 Rudolf August, 93*.
 Brennus 61. [97, 98*.
 von Brobergen, E., 94, 96,
 Broschek, Ludwig, 3.
 Broschek, Oswald, 3.
 Bülow, Theodor, 23, 54.
 Bundsen, Axel, 51.
 Büsch, Joh. Georg, 84.
 Campe 23.
 Carsten, J. H., 33 B.
 Caspersen, Bertha, 81 B.
 de Castro, Rodrigo, 55.
 de Chapeaurouge 23.
 de Chateaufort 52.
 Clemens 100.
 Cords, M. H., 21 B.
 Crasemann 7, 23.
 Dalmann, Joh., 81*.
 von Dallwig 72.
 Dammert 80.
 Dannenberg, Fr. L. C., 65 B.
 Dannenberg, J. F. H., 85.
 Davout 62, 63, 65, 66.
 Delius, A. W. L., 24, 65.
 Döler 54*.
 Dorn 28.
 von Eberstädt 53.
 Edzardi 53.
 Eutropio, Aristobulo, 95.
 Eysinga, Fokko, 45*.
 Fabricius 47, 73.
 Faulwasser, Julius, 48*, 100.
 Feindt 95*.
 Franske, J. G., 27 B.
 Fricke, H. C., 27 B.
 Friel 49.
 Frien, Joh. Dor., 13 B.
 Gaedechens, C. F., 86, 100.
 Gaedertz, K. Th., 84*, 100.
 Gallois 100.
 Geffcken 79, 100*.
 Genzler 23.
 Gerritz, W., 26 B.
 Glüer 54.
 Godefroy 23
 Goldschmidt, Sal., 56.
 Goßler 23.
 Goethe 39.
 Grafe, Heinr., 97.
 Grevenburg, C. M., 38 B.
 Grothe, Pawel, 27.
 Grün, J. D., 33 B.
 Hachmann 23.
 Hagenbeck, G. Cl. Carl, 38.
 Hainhofer, Ph., 75.
 Haller 23.
 Hanbury, Fanny, 48 B.
 von Hameln, Glückel, 60.
 Hanfft 24, 66.
 Harmensen, Mich., 21 B.
 Harms, J. J., 23 B.
 Heine 71.
 Heins, Val., 53.
 von Hennings, L. M. Joh.,
 Herz, Laz., 57. [48 B.
 von Hess, J. L., 23, 27, 78.
 Hilcke 98.
 Hinsch, Joh. Mat., 23 B.
 von Hirschdorf 53.
 Hocker, Wilh., 86, 100.
 Hogendorp 62.
 Hölderlin 39.
 Hollander, C. P., 27 B.
 von Holle 23.
 Holler, August, 1.
 von Holstein, Herzogin, 93.
 von Holstein, Herzog, Joh.
 Adolf, 94.
 von dem Holte, Geske, 43*.
 von dem Holte, Jacob, 43.
 Horb (Horbius), 74, 89, 91.
 Horn, Clara, 73.
 to der Horst 24, 64.
 Hudtwalcker 23, 78.
 Janssen 100.
 Jenisch 23.
 Jensen, Aug. Fr., 96.
 Jensen, Juliane L., 96*, 99.
 Jörss, H. J., 33 B.
 Jungmann, Ed. Jul., 62.
 Jürgensen, Joh. H. I., 24 B.
 Kall 100.
 Kellinghusen 23.
 Kiehn, M. G., 10*, 100.
 von Kielmannsegge 41.
 Kiesel, Otto Erich, 1.
 Kirksena, Ulrich, 93.
 Kirsten 54.
 Klefeker 23, 70, 71.
 Kleißen, J. M., 24 B.
 Knoop, Mat., 23 B.
 Kobbé, Joh. Chr., 24 B.
 Kohl, Jacob, 45.
 Köhler 17, 100.
 Koppmann 100.
 Krantz, Albert, 43, 44.
 Krepf 7.
 Krohn, B. N., 10, 52, 98.
 Krumboltz 95*.
 Kunhardt 23.
 Lammatsch, A. F., 19 B.

Landau 100.
 Lange, Hans, 43*.
 Lase, R., 59.
 Lauffer 100.
 Lemmermann 47.
 Leo VIII., Papst, 42.
 Lippert, L. J., 87.
 Lochau, Henning, 73.
 Lochauen, A. Cath., 73.
 Lornsen 100.
 Ludendorff, K. H. J., 11, 75.
 Lüders, Hans, 51.
 Ludolff 23.
 Ludowig 65 B.
 Luis, G., 23, 51.
 Lützens, Elis., 76.
 Lützens, Fr., 22*, 23, 77.
 Lutz, Fr. Wilh., 24 B.
 Lux, J. G., 32 B.
 Mählmann, Peter, 49.
 Mangnus, F. C., 23 B.
 de la Marel, J., 96*.
 Marquardt, Joh. Sara, 22.
 Marquardt, Peter, 53.
 Marr, Heiner., 23, 70.
 Martens, Elis., 76.
 Martens, Joh., 25, 51.
 Maaß 100.
 Maurice, Cherie, 23, 72.
 Mayer 89, 91, 95.
 Mehlich, Mate, 60.
 Melhop 100.
 von Melle 23.
 Menck, J. W. C., 53 B.
 Merck 23
 Mettlerkamp, D. C., 24, 63.
 Meyer, F. J. L., 64, 100.
 Meyer, Joh. Bon., 21 B.
 Michael, Götke, 46.
 Moller, Eberh., 27.
 Moller, Elis., 78 B.
 Moller v. d. Adlerklaue, 47.
 Möller, H. L., 19 B.
 Mönckeberg, C., 21, 27, 100.
 Morgenweck, Joachimus,
 10, 89*, 90*, 92*, 93,
 94*, 95*, 96*, 97*, 99.
 Mundt, Joh. Vinc., 21 B.
 Murmester, Hinr., 45, 46.
 Neddermeier 100.
 Niebuhr, Joh., 27.
 Nirrnhelm 46, 100.
 Obst, A., 1, 42, 100*.
 Ode, J. M., 26 B.
 Oldach, Julius, 23, 69.
 Oldenburg 87*

von Ostfriesland, Enno
 Ludwig, 93.
 von Ostfriesland, Juliane
 Luise, 10, 52, 72, 90,
 92*, 94, 97, 98*, 99.
 von Ostfriesland, Sophie
 Wilhelmine, 94
 Otto der Große 42.
 Pepper, P. O. H., 27 B.
 Perthes 23.
 Petersen, F. M., 26 B.
 Pieper, A., 59.
 Popert 23.
 Puttfarcken 7, 23.
 Rambach 34.
 Rebeling, F. J. H., 27 B.
 Reimarus, J. Marg., 48 B.
 Reinke 54.
 Repsold, A., 79.
 Repsold, J. G., 7, 78*.
 Rheder, Michael, 44.
 Rießer, Gabriel, 57, 59.
 Rogge, Jost, 51.
 Ross 23.
 Rübke 23.
 Rüdiger, P. D., 23 B.
 Runge 23.
 Rust, 87.
 Schaller, J. Nic., 71.
 Scharf 80.
 von Schauenburg, Graf
 Adolph II., 41.
 do. Adolph III., 28.
 do. Ernst, 55.
 do. Gerhard I., 41.
 do. Gerhard II., 41, 42.
 do. Johann I., 41, 42.
 do. Johann II., 41.
 do. Waldemar, 41.
 Schele 92, 94.
 von Scheven 23.
 Schierholz, Joh. H. I., 30.
 Schleseemann, J. G., 16 B.
 Schlick 76.
 Schlüter 23.
 Schlüter, F. A., 27 B.
 Schmidt, Gerhard, 25.
 Schmidt, Joh. P., 23 B.
 Schöbel, Louis, 84.
 Schopenhauer 5.
 Schrader 44, 45, 46, 100.
 Schrader, T. C., 32 B.
 Schröder 23.
 Schröder, Fr. L., 23, 83.
 Schulte, Joh., 76.
 Schultze, Carl, 84, 85.

Schumacher 80.
 Schwartze 23.
 von Schweden, Königin
 Christine, 55.
 Schwindrazheim 16, 100.
 Seebohn 83*.
 Seligmann, Berman, 60.
 Severin, P. H., 31.
 Siemers, Joh. A., 23 B.
 Sieveking, Fr., 23, 48.
 Sievert 82.
 Sillem, Bürgerm., 80.
 Sloman 23.
 Sonnenschmidt, P., 23 B.
 Sonnin, E. G., 53.
 Speckter, Erwin, 14*, 23, 68.
 Sperling 77.
 Spiermann, 31 B.
 Spreckelsen 91.
 Steffens, Joh. P., 24 B.
 Stieler, Timotheus, 94*.
 Stortbeck (Störtebecker)
 Stöter 100 [46].
 Stresow 12*, 23.
 Suhr, Jürgen, 20, 22*, 100.
 Sydsena, Hayo, 93.
 Teggius, Bernh., 51.
 Texeiras, Abraham, 55.
 Thamsen, P. H., 23 B.
 Triebler, H., 23, 72.
 Tuch, Gustav, 59.
 Umlauff, F. L., 32 B.
 von Utrecht, Simon, 44.
 Voegler Nic., 40. [45, 46].
 Voigt 23.
 Volkmar 90*.
 Vorwerk 11, 12, 23.
 Wächter Leonhard, 23, 74*.
 Wallenstein, C. D. F., 27 B.
 Walther 44*.
 Warmer, Jürgen, 47.
 Weber, Veit, 23, 74*.
 Wentzel 23.
 Wetken, Hermann, 27, 46, 47.
 Wiebel, I. Math. G., 87 B.
 Wiese, Marx, 16 B.
 Wilhelmi, A. A. H., 19 B.
 Wimmel, C. L., 64.
 Wittgreff 64
 Wolters 45, 100.
 Wood 52.
 von Württemberg-Oels,
 Herzog Chr. Ulrich, 94.
 Zahn 43, 44, 100.
 Zell, J. H. 19 B.
 Zimmermann, Fr. Gottl., 31.

Bilderverzeichnis.

Grabdenkmäler:

Abendroth und Sievert.....	82	Martens, Oberalter.....	51
Amelung.....	13	Maurice und Triebler.....	72
Benedict, Papst.....	41	Mehlich, Mate.....	60
von Bothmer, Reichsgraf.....	35	Menck, F. W. C.....	53
Bülau, Architekt.....	54	Mettlerkamp, Obristleutnant.....	63
Büsch, Prof.....	84	Murmester, Bürgermeister.....	45
Dalmann, Wasserbaudirektor.....	81	Oldach, Julius, Maler.....	69
Dannenberg, Chefredakteur.....	85	von Ostfriesland, Prinzessin Juliane do. und Krohn	99 52
Delius, Obristleutnant.....	65	Rambach, Senior.....	34
Geffcken.....	79	Rießer, Gabriel.....	57
Hagenbeck, G. C. C.....	38	Schaller, Harfenist.....	71
Hanfft, Patriot von 1813.....	66	Schlick-Mausoleum.....	76
van dem Holte.....	42	Schröder, Fr. Ludw., Schauspieler	83
Horn, Clara, Schauspielerin.....	73	Seligmann, Berman.....	60
to der Horst, Major.....	64	Sieveking, Fr., Senator.....	48
Hudtwalcker.....	78	Sievert.....	82
Jungmann, Major.....	62	Speckter, Erwin, Maler.....	68
Krantz, Kanonikus am Dom.....	43	Stresow.....	12
Krohn, Pastor.....	52	Triebler, Heinrich, Schauspieler..	72
Lippert.....	87	von Utrecht, Simon, Bürgermeister	44
Ludendorff, Senator.....	75	Vorwerk.....	11
Lützens.....	77	Wächter, Leonhard, gen. Veit Weber	74
Mählmann.....	49	Wetken, Bürgermeister.....	46
Marr, Schauspieler.....	70		

Zünfte:

Amt der Böttger, Kiemer und Küper	33	Amt der Weinverlasser u. Faßbinder	21
Brüderschaft der Butter- und Käse- händler.....	23	Schiffergesellschaft von 1492.....	15
Brüderschaft gen. Fortuna.....	24	Aufwärtsfahrende Steuer- und Schifferleute.....	16
Amt der Gold- und Silberarbeiter	19	Stück-von-Achten-Kasse.....	26
Amt der Knochenhauer im neuen Schrangen.....	32	Schopenbrauer-Brüderschaft.....	30
Kornmesser-Brüderschaft.....	25	Schul-, Schreib- u. Rechenmeister- Societät.....	27
Klempneramt.....	49	Schuhmacheramt.....	18
Krameramt.....	17	Töpfermeisteramt.....	31

Allgemeines:

Typische Gruftanlage (Puttfarcken, Crasemann, Repsold, Krep).....	7	Gruftanlage St. Michael.....	10
Sarkophagstil.....	8	Paulinen-Vase.....	36
Sarkophagstil mit Treppen anordnung.....	9	Denkstein der 1813 Vertriebenen.....	61
		Jüdischer Begräbnisplatz von 1813	56
		Jüdischer Begräbnisplatz Rentzelstr.	58

Kapellen:

St. Katharinen.....	29	St. Nikolai.....	50
Katholische Kapelle.....	47	St. Pauli.....	50
St. Michael.....	28	St. Petri.....	20

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die alten Friedhöfe	5
Die Kirchhöfe der innern Stadt	41
Israelitische Friedhöfe in Hamburg	55
Das Denkmal der Vertriebenen von 1813	61
Beerdigungssitten im alten Hamburg	67
Der Reitendiener Glück und Ende	81
So lange der Wind wehet	89
Literatur	100
Namenverzeichnis	101
Bilderverzeichnis	103

